

Janina Michl  
Zuflucht eines Bruchstücks

---

*Liebe ist, dass du mir das Messer bist, mit dem ich in mir  
wühle.*

-Franz Kafka-

Die Beine weit gespreizt liege ich unter dir auf dem Rücken wie ein zappelnder Mistkäfer. Rhythmisch einwandfrei bewegst du dich über mir, vorwärts, rückwärts und wieder von vorne; den Kopf hast du ganz dicht an meinen gebeugt. Dein Atem der Bogen, mein Ohr die Geige, die Gänsehaut ist das Gefühl dabei.

Ich starre die Dachschräge an und zähle ihre Holzlatten. Du schwitzt, schüttelst die Bettdecke ab und ich beginne zu frieren. *Fühlsdudichgut?*, weht ein Keuchen zu mir rüber und ich antworte mit Küssen, die auf deiner Wange verteilt werden wie Haftnotizen. Hände schlingen sich um deinen Nacken, krallen sich in deinen Haaransatz und sind so froh, sich an dir festhalten zu können.

*Stürzend*, denke ich. So fühle ich mich. *In die Tiefe*. Meine Eingeweide sind gepackt von der Schwerkraft, die zieht mich runter.

Sie strebt dem Erdkern entgegen und will mich mit sich reißen. Davon weißt du nichts.

Vor dem Fenster haust die Nacht und klopft regenprasselnd stur an die Scheibe. Du hast die Vorhänge zugezogen, damit wir ihr mitleidiges Gesicht nicht ständig betrachten müssen.

Claudia Himpele

Ohne Titel

---

„Sein“ oder nicht „sein“, das ist die Frage.

„Einsames Fragen treibt mit mir Spott. Wer bin ich?“

Weiß ich nur wer ich bin, wenn ich Worte dafür finde?

Kann ich mich mit Worten besser definieren?

Brauche ich, um meine Gefühle zu verarbeiten, Worte?

Ist das am Ende der Grund, warum in Ländern mit vielen unterschiedlichen Kulturen und Sprachen häufiger Krieg herrscht?

Worte haben Macht. Wir sollten uns vor der Macht des mit Muskeln durchzogenen kleinen Hautzipfels in unserem Mund hüten. Oder vor der Macht unserer Hände, die Worte in schriftlicher Form wiedergeben.

Worte haben Macht zum Bösen wie zum Guten.

Macht zu töten und Macht zu lieben.

Macht zu zerstören und Macht aufzubauen.

Worte sind die Quelle der Missverständnisse.

Wie oft versteht mein Gegenüber nicht das, was ich sagen will, sondern das, was er hören will?

Dabei kommt es darauf an, wie er mich betrachtet, wie er zu mir steht.

Wenn er mich mag, wird er meine Aussagen positiv anschauen und in freundlicher Art und Weise interpretieren.

Wenn nicht, kann er alles mögliche Negative aus meinen Aussagen herauspicken oder mir das Wort im Mund rundrehen.

Wie wohltuend ist es mit Menschen zusammen zu sein, die man mag.

Darauf zu vertrauen, dass die Worte nicht in den falschen Hals geraten.

Nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen zu müssen.

Sich angenommen zu fühlen. Sein zu dürfen, wie man ist.

Keine Maske tragen zu müssen.

Ehrlich und aufrichtig sein zu können.

Wenn man jemanden hat, dem man vertrauen kann.

Bei dem man sich fallen lassen kann.

Einen, der einen versteht -

und annimmt.

So wie man ist...

Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.

Die meisten Gemeinheiten der anderen sollen angeblich auf Missverständnissen beruhen. Wüsste man mehr darüber, könnten sie möglicherweise ausgeräumt werden.

Reden ist ein höchst komplexer Vorgang, der nur allzu leicht zu Unstimmigkeiten führen kann.

Es wäre doch himmlisch, wenn wir uns mit unseren Herzen verstehen würden, wenn jeder Mensch alle Gedanken lesen und die Gedanken des anderen verstehen könnte.

Zusammenhänge erkennen

ohne Sie zuvor in Worte verpacken zu müssen.

Oder doch nicht?

Vorausgesetzt natürlich, es wären gute, erbauliche,  
freundliche Gedanken.

Es wäre fast wie im Himmel.

Ohne Mühe, befreiend, vollkommen ehrlich.

Ungeschminkt und echt.

Einfach herrlich!

Gefühle und Hintergründe würden auf einmal einsichtig.

Und wir würden den anderen **w i r k l i c h** verstehen,  
wie **e r** denkt und handelt.

Vor allem, warum er so und nicht anders tickt.

Wir würden Beweggründe erkennen,

die oft genug im Unterbewusstsein schlummern

und noch nicht einmal von uns selbst nicht erkannt werden  
können.

Wir bräuchten keine Worte mehr, sondern würden mit dem  
Herzen sehen.

Wir würden die anderen und uns selbst so erkennen,  
wie unser Schöpfer uns sieht.

Unseren Nächsten, unseren Gegenüber

mit Gottes Augen der Liebe und Güte sehen.

Wie viel gnädiger und milder wären wir dann oft  
anderen gegenüber! Wie viel freundlicher und herzlicher!

Matthäus hat in der Bibel festgehalten, was Jesus in der  
Bergpredigt dazu sagte:

„Steck niemanden in eine Schublade, sonst könnte Gott  
dasselbe mit dir auch tun. Denn das Bild, das du dir von  
jemanden machst, der Maßstab, den du da anlegst, danach  
wird man dich auch einschätzen.“

Matthäus 7,1+2

„Niemand hat das Recht, das Leben von jemandem zu bewerten, bevor Jesus kommt und den Maßstab festlegt“, schreibt Paulus.

„Gott weiß, was in einem so abgeht, er kennt die geheimen Gedanken und Motive, warum wir bestimmte Sachen so und so gemacht haben. Und dann wird Gott jeden so loben, wie es angesagt ist.“

1.Korinther 4,5

Niemand, noch nicht einmal der größte Schwerverbrecher, handelt in der Regel so, dass er sich selbst verurteilen würde. Jeder denkt „meine Gedanken sind gut und richtig. Ich bin o.k., die anderen liegen falsch.“

So wie der Geisterfahrer, der im Radio hörte, dass auf seiner Strecke ein Geisterfahrer unterwegs sei.

Sein Kommentar lautete: „Einer? Nein, Tausende!“

Leider sehen wir die Dinge durch unsere eigenen getönten Brillen, die durch unsere ureigenen Erfahrungen, Prägungen und Glaubenssätze gefärbt sind.

„Du machst den Macker, wenn dein Bruder mal was nicht draufhat, und kapiert dabei aber gar nicht, wie wenig du selber kannst. Du sagst zum Beispiel: „Hey Freundchen, pass auf, ich nehm dir mal die Sonnenbrille von den Augen, damit du siehst, wie dreckig du eigentlich bist!“ Dabei bist du selber total blind für deinen eigenen Dreck, in dem du bis zum Hals steckst, du alter Klugscheißer! Kümmere dich erst um deinen eigenen Mist, und dann kannst du dich ja immer noch um deinen Bruder kümmern.“

Matthäus 7,3–5.

Wow, klingt das hart.

Aber es gibt Hoffnung...!

Wir können mit dem Herzen sehen, gut sehen.

Wir müssen uns nicht von Äußerlichkeiten blenden lassen.

Wir können unser Gewissen dazu befragen, das Gewissen, das jedem Menschen geschenkt wurde. Das uns ehrlich fragen lässt, wie wir selbst behandelt werden möchten und uns auffordert, unsere Mitmenschen genau so zu behandeln. Es gibt keinen Menschen auf dieser Erde, der sich nicht nach Liebe sehnt.  
Danach angenommen zu sein und zu werden.

Warum ist es manchmal so schwer im anderen unseren Bruder, unsere Schwester zu sehen und sie anzunehmen in bedingungsloser Liebe?

(Die zitierten Bibelstellen sind in diesem Text aus der Volxbibel NT3.0, 5.Auflage 2008.)

Vor 70 Jahren war Kriegsende in Deutschland. Wir hatten Frieden – endlich Frieden! Wir haben unser Land geschmückt, gekehrt und aufgebaut.

Leider haben wir es dabei auch geleert. Geleert von Menschen.

Ich habe gehört es sollen jedes Jahr so viele Menschen sein, wie eine Großstadt Einwohner hat. Sie wurden noch vor ihrer Geburt umgebracht und entsorgt aus den unterschiedlichsten Gründen. Dazu kommen die Menschen, die aufgrund von Pille und anderen Verhütungsmitteln erst gar nicht gezeugt wurden.

Unser Land wurde im Laufe der Jahre immer reicher und gleichzeitig immer ärmer – an Menschen. Unsere Maßstäbe immer höher und gleichzeitig müssen Menschen in anderen Ländern Güter für uns unter oft unmenschlichen Bedingungen produzieren.

Deutschland wird trotzdem nicht leerer an Menschen, weil sehr viele Menschen einwandern. Mitmenschen mit einem anderen Hintergrund, einer anderen Kultur und Mentalität. Die meisten von ihnen mit einem anderen Gottesbild. Sie kennen den Gott der Liebe nicht, den wir selbst oft genug betrübt haben. Er ist immer wieder bereit uns zu vergeben und gleichzeitig das Unrecht und die Schuld zu richten, zu verurteilen und zu bestrafen an seinem Sohn. Unglaublich: dabei verschont er den Menschen, der es begangen hat. Über dieses Geheimnis hat er uns aufgeklärt mit vielen Worten, von vielen verschiedenen Männern in seinem Wort, der guten Nachricht.

(Nachzulesen im Neuen Testament dem 2. Teil der Bibel)

Alle Menschen hatten einmal eine gemeinsame Sprache, so wird uns in der Bibel berichtet.

Sie konnten miteinander reden und jeder verstand was der Andere meinte. Missverständnisse ausgeschlossen.

Sie hatten große Pläne, wollten sein wie Gott auf der Erde. Sie wollten alles in eigener Regie managen, ganz ohne Gott.

Gottlos.

Losgelöst von Gottes Maßstäben und Gottes Liebe.

Allmächtig wollten sie sein.

Größenwahnsinnig wären sie geworden, hätte Gott nicht eingegriffen und die einheitliche Sprache gestört.

Liebe – Frieden – Freude – Freiheit  
danach sehnt sich jeder Mensch.

Nur leere Worte?

Schön wenn sie gefüllt werden,  
gefühl werden können.

Liebe – Frieden – Freude – Freiheit  
kommt an Weihnachten  
als kleines Kind  
kommt der Retter  
in die Welt  
er schenkt uns

Liebe, die nicht an Bedingungen geknüpft ist,  
Frieden, inneren und oft auch äußeren,  
Freude, die von innen kommt,  
Freiheit von Tod und Sünde.  
Mit ihm leben wir ewig in  
Liebe – Frieden – Freude – Freiheit

#### Worte und Sein

Menschliche Worte können aufbauend und verletzend sein.  
Sie können ordnend und zerstörend sein.  
Gut und böse.

Gottes Worte sind anders. Sie sind gut, wertvoll, wahr, bewahrend, ordnend, liebevoll, aufbauend, schöpferisch, schaffend, bleibend, ewig, lebendig:

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.

Und Gott sprach: Es werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sah, dass das Licht gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsternis. Alle Dinge sind durch das Wort gemacht, und ohne das Wort Gottes ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen.



Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht ergriffen.

Aus der Bibel: Johannes 1,1-5 und 1. Mose 1,1-5a

Was lese ich daraus?

Gott ist der Anfang. Er hat den Himmel und die Erde geformt, alles was da ist, stammt von Gott. Wenn er spricht, geschieht es. Was er macht ist gut. Er schafft und räumt auf. Er ist. – Von Anfang an.

Er hat das Licht gemacht und hat das Licht von der Finsternis getrennt. Es gibt keine Vermischung. Die Finsternis kann das Licht nicht ergreifen. Das Licht ist stärker als die Finsternis.

Das Licht ist gut. Ohne Licht gibt es kein Leben. Ohne das Gute ist Leben unmöglich.

Das Licht erleuchtet jede Finsternis und die Finsternis bleibt nicht finster, sondern wird erleuchtet.

Gott handelt durch Worte. Was er schafft ist gut, geordnet, übersichtlich, hell, freundlich und voll von Liebe.

Und das ist gut so wie es ist!



Michael Hüttenberger

Seinskategorien

---

Ich nähere mich mit der „klassischen“ Thematik des „Seins“  
ausschließlich und kategorisch in klassisch-lyrischen  
Sprachformen und verwende dabei

- den guten alten Schüttelreim (1)
- verfremdete Sprichworte als Aphorismen in Haiku-Form (7)
- die Dantesche Terzine (1)
- und schließlich das Petrarcasche Sonett (2).

### **Im Labyrinth der Musen**

*Ein virtuelles Gespräch unter alternden Dichtern*

Wir wollten niemals nur nach Musen schmachten,  
wir trieben's so, wie wir's beim Schmusen machten.

Du strebst eher nach massierten Blusen,  
ich hielt rein gar nichts von blasierten Musen,  
dir schien so mancher voller Blusenmond,  
mir schienen alle meine Musen blond.

Wir waren sicher, dass uns Musen küssten,  
selbst wenn wir einst nach Leverkusen müssten.  
Doch eines Tages riefst du: Susen, mein,  
willst Du die einz'ge meiner Musen sein?

Du liebtest dennoch weit're Musen sehr  
und hattest plötzlich keine Susen mehr.  
Oh, du Hypotenuse, mein!  
Beziehungsdreieck ist nicht Muse, nein.

Es ist nicht förderlich, wenn Musen knurren,  
sie können uns dann nicht verknusen, murren.  
Mutier'n am Ende gar zu Drusenmamas,  
die schlimmste Folge wär's des Musendramas.

Uns fehlt schon lang die Gunst der Musen beiden,  
aus Trotz wir selbst den Jadebusen meiden.  
Wir wollten ewig doch von Muse zehren,  
sie so erfinderisch wie Zuse mehren!

Die Puppen von Beate Uhse machten,  
dass wir jetzt weniger auf Muse achten.  
Ich stehe nun auf diesen Musensachen  
du würdest's gern noch mal mit Susen machen.

Nicht, dass wir oft an alte Musen dächten,  
sie ähneln viel zu sehr Medusenmächten.  
Ach, wenn auf uns so junge Musen flögen  
wie Waschmaschinensiebe Flusen mögen!

Allmählich wird's in Hosen, Blusen mau,  
bald trinken wir, bis wir von Musen blau,  
mit Liebeslyrikschwüren und konfusen Müttern  
und lassen uns von jenen Musen füttern.

*(Drusen - eine als Ableger des Islams entstandene  
Religionsgemeinschaft. Zuse, Konrad - deutscher Ingenieur und  
Computerpionier. Beate Uhse - Gründerin des gleichnamigen  
Erotikkonzerns.)*

## **Sprichwörtlich Nachdenkliches**

*Sieben Aphorismen in Haiku-Form*

### **Legale Substitution**

Was man nicht im Kopf  
hat, sagt mein Verstand, hat man  
zwischen den Beinen.

### **Denkaufgabe**

Der Klügere denkt  
nach und gibt nicht auf, sich  
den Kopf zu zerbrechen.

### **Zeit undWahrheit**

Ehrlich gesagt kommt  
,Ewig währt am längsten 'der

Wahrheit viel näher.

**Gesetzmäßigkeiten**

Unwissen ist Macht.

Ausnahmen bestätigen  
sich in der Regel.

**K(I)eine Ermutigung**

Nur Realisten

können ihre Visionen  
auch verwirklichen.

**Eine Frage der Erkenntnis**

Wer wüsste, dass er

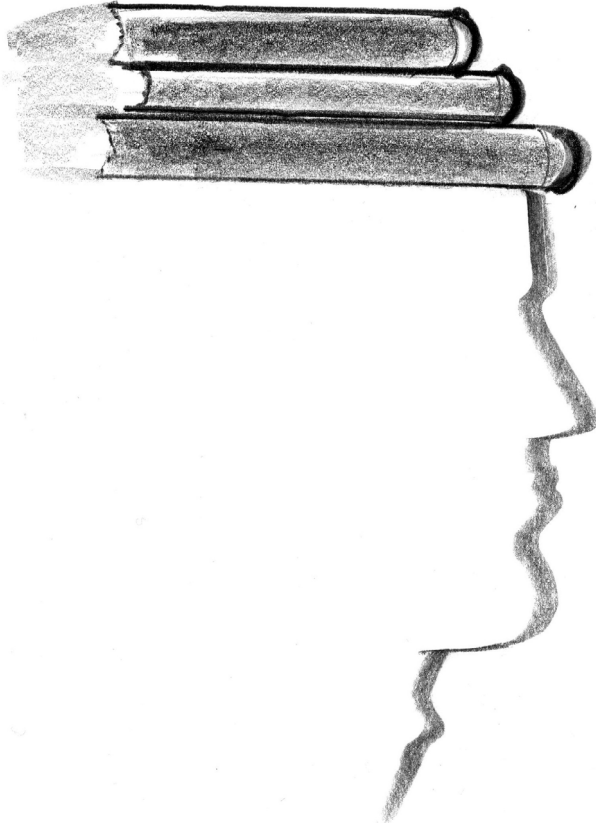
nichts weiß, wenn der Philosoph  
geschwiegen hätte.

**Alltagshegelung**

Meine Neigung ist

nichts ernst zu nehmen. Das ist  
an und für sich Pflicht.

*Sprache und Seinskategorien*



### **Abgesang im Spinnennetz**

Auf einmal fing ich mich im Netz der Spinne,  
blieb hängen in den seidendünnen Schnüren,  
und irritiert begannen meine Sinne

die tiefen Ängste des Gefesseltseins zu spüren,  
denn auch mein Herz schlug schneller, schlug jetzt lauter,  
und meine Kämpfe sollten zur Erschöpfung führen.

Das Ausgeliefertsein war schon vertrauter,  
da nähert sich ganz langsam aus der Mitte  
ein schwarzer Körper, hielt nur kurz, dann schaut er,

bewegt sich auf mich zu, als wär es Sitte,  
verstrickte Stubenfliegen zu erschrecken.  
Ich formulierte eine letzte Bitte.

Ach, dachte ich, es wird nicht viel bezwecken,  
da kam die Putzfrau plötzlich rein ins Zimmer  
und kehrte mit dem Besen in den Ecken.

Wahrscheinlich kommt sie täglich und schon immer  
und regelmäßig und zu festen Zeiten. -  
Ich mach es kurz, der Spinne ging es schlimmer.

Es lohnte sich nicht mehr, mit ihr zu streiten,  
schon klebte sie samt ihrem Netz im Besen.  
Und mir? Mir boten sich Gelegenheiten!



Es kann nur der Entschlossene genesen! -  
So hab ich sie genutzt, konnt' mich befreien  
und flog davon, als gänzlich freies Wesen.  
Von Fern verklang der Spinne letztes Schreien,  
ich dachte, sie ist früh dahingegangen,  
und dass nur Einer überleben kann von Zweien.

Schon hatt' ich mich im nächsten Netz verfangen.

### **Herbstzeitlos**

Nur einmal werd ich noch den Rasen mähen,  
dann ist auch dies vorbei und weg geschafft.  
Ich sitz im Garten, es ist frühlingshaft.  
Die Sonne scheint auf meine nackten Zehen.

Es scheint, der späte Sommer will nicht gehen,  
und doch, ich spür, das Jahr verliert an Kraft.  
Es steht nicht, wie im Frühling, voll im Saft.  
Und in den Bäumen sitzen schon die Krähen.

Die Zeit ist reif, ich darf noch einmal träumen.  
Vereinzelt fallen Äpfel von den Bäumen.  
Die Vogelbeeren leuchten lebensrot.

Doch jetzt muss ich den Platz im Garten räumen.  
Will neue Diagnosen nicht versäumen.  
Vielleicht bin ich im nächsten Jahr gesund.

**Selbstermutigung, gewissermaßen**

Viel mehr als mich, das bräucht' ich nicht zum Leben,  
genug ist mir genug, und mehr zu viel.  
Ertrag nicht mehr der Kräfte freies Spiel  
und will nur nehmen noch und nicht mehr geben.

Was sagtest du, ich hörte dich doch eben,  
unselig sei und falsch ein solches Ziel?  
Ich hör es wohl, auch wenn kein Wort je fiel,  
ich solle mehr nach dem Gewissen streben.

Es stimmt, du hast gewissermaßen recht,  
und das bereitet mir schon lange Schmerz.  
Doch bin ich allzu lang von Pflicht getrieben.

Ich geb mir Zeit jetzt, Geben ist nicht schlecht.  
In beide Hände nehme ich mein Herz  
und gebe mir das Recht, mich selbst zu lieben.

Britta Knuth

Gesell

---

Es flackert der Wein in seinen Blicken,  
den Leib verbogen, der Mund am Entrücken.  
Zu laut und zu lärmend, ist er, der Gesell.  
Er stolpert, er fällt, mit Wein traditionell.  
Im Bauch steckt sein ICH - er kann's grad nicht finden.  
Im Kopfe sich nur die Erinnerungen winden.  
Das Glas bleibt schon lange am Hemdsärmel kleben,  
sein Dasein sich stets mit Freund Wein tut verweben.  
Im Kreise, er dreht sich und irrt durch die Nacht.  
Ihr Schwarz ist doch nur für die Suchenden gemacht.  
Das entstellte Gesicht an den Laternenpfahl läuft,  
zuvor das „Prosit“ im Wirtshaus sich häuft.  
Am Aug' und im Haar klebt ein gelber Schein.  
Das Licht des Gestirns, erhellt durch den Wein.  
Der Gesell von der Frage „Wer bin ich?“ entstellt,  
irrt schwankend und ziellos durch seine Welt.  
Sein Suchen, sein Dasein, sein ICH ist verloren.  
Sein Schrei nach der Liebe im Wein ward geboren.

### **Aristoteles' Glück**

Ist.

Ist.

Ist.

Ti esti. Pros ti. Pou. Pote. Keisthai.

Polis.

Mitte und Maß.  
Logik und Ordnung.

Und ich?  
Probant.  
Rorschach.

Sinn?  
Suche.

42.

Zurück in die Zukunft.

## **Rapunzel**

Abgeschottet.

In den schwarzen Umhang deines Schutzes  
flog hinein ein Engel  
Mit einem Mund  
seiden  
wie Olivenöl  
Es war ein lieblich Engel  
mit sehr langen Zöpfen  
aber mit strenger Hand  
Er nahm dir das Zepter deiner Kontrolle  
Und lies dich

F  
A  
L  
L  
E  
N

Jedoch nicht  
ins bodenlose  
Nichts

Sondern: langsam glittest du entlang des Bogens seiner Harfe  
auf dem Samtteppich seiner Flügel  
im sicheren Halt seiner Zöpfe

**In die Liebe.**

Zeit- und raumlos.

SALVADORE

- in deinem Mund steckt eine rote Cocktailkirsche

Wundersam und engelsgleich

Klirrt seitdem das Lachen durch die Luft

Denn die Klage und der Schmerz ist ein ungeheurerer Hund

Und manches Hundebellen grausig

Jedoch gibt es nur wenige Engel, die wirklich wundersam  
singen

für Dich

Destiny

## **Messers Schneide**

Anscheinend brauch ich's  
den Spaziergang auf Messers Schneide  
mit dir  
ewig am Abgrund  
ohne Sicherheit  
bereit zum Absturz  
nicht wissend auf welche Seite  
keine Hand, die meine hält  
kein Anker, den ich auswerfen kann  
stets bereit zu freien Fall  
immer und ewig  
Zielscheibe  
Objekt  
immer bereit zum Abschuss  
doch meine Lippen hängen an deinem Mund  
meine Augen versinken in deinem blauen Meer  
abartig  
wie abgöttisch  
Messers Schneide schmerzt  
zerschneidet mir die Füße  
Blut tropft aus meinen Augenwinkeln  
ich dürste  
doch nur so hält mein Band der Liebe  
wie lange noch?  
Gibst du mir Halt...

## **G Dur**

Ich singe dich

Deinen Hang zur Tragödie  
den Klang deiner Melancholie

Ich singe dich  
Hoch und runter  
Auf und ab

Kralle meine Schwingen in dein Fleisch  
Lass dich nicht los  
Fortissimo  
Grabe dir die Noten unter die Haut  
singe dir den Schmerz von den Rippen

Genie, der du meinst, man könne dich nicht hören  
Ich  
singe  
Dich

weil ich deine Töne längst gehört habe.  
Und genau deshalb bist du es, der den Taktstock für mich  
schwingt.

Eva Lübbe

Flüchtlingsströme

---

Mir träumte heute Nacht:

Sie kamen in mein Haus,  
lärmend und singend  
und räumten meine Schränke aus.  
Sie tranken meinen Wein  
und ich stand ganz allein.  
Sie riefen: Komm, trink mit.  
Sie waren jung und fit.

Dann hat eine ein Kleid erspäht  
und meinte, das hätte sie genäht.

Da bin ich plötzlich aufgewacht.



Ursula Pickener

Aristoteles

---

**Aristoteles**

An dem Morgen an dem  
hinter dir  
die Welt zerfällt  
in tausend  
kleine Wortbrüche  
schmale Lügenspalten  
und  
winzige Löcher  
aus Einsamkeit  
stehst du staunend  
über dem Fluss  
Dunst lichtet sich vor dir  
und  
Kategorien wirbeln  
dem Gully entgegen

**1. Substanz (ousia)**

Wind über der Bucht  
Atmen im Bett neben mir  
Eine Woche ohne Mond  
Die Musik verstummt, Türen schlagen  
Stimmen von nebenan  
Sonnenbleiche Nachtgedanken

Verknäuelte, zerklumpt, stumpf und blass  
Ferne Wellen, nahe Fragen ohne Worte  
Wind über der Bucht

**2. Quantität (poson)**

**21**

Einundzwanzig spitze Stummel  
rot, gelb, blau grün,  
auch schwarz  
einundzwanzig versehrte Veteranen  
des Bemühens  
Zeugen der Disziplin  
und des  
Durchhaltens  
einundzwanzig bunte Beweise  
für Fleiß und Ordnung  
und des  
Versagens?

**3. Qualität (poion)**

**Phönix**

Finger verbrannt  
Haut verbrannt  
Herz verbrannt  
Gebranntes Kind scheut  
Die Liebe

Die Finger in das Wasser  
des Lebens getaucht

Die Haut mit Nebelschwaden  
Und Wolkenwatte bedeckt  
Aber das Herz:  
Ein Häufchen Asche

4.

**Relation (prosti)  
Suche**

Wenn der Himmel  
meine Heimat wäre  
wären die Engel  
meine Schwestern  
und  
Gott mein Kumpel.

Wenn der Himmel  
meine Liebe wäre  
wären die Wolken ihre Brüste  
und  
die Sonne hätte Locken.

Doch der Himmel  
ist leer und kalt  
wenn du nicht hier bist  
mein Engel, meine Schwester  
und  
heimatlos.

Dort am Himmel  
such ich vergeblich  
Wolkenbrüste und Sonnenlocken

deine Liebe  
und  
meine Zuflucht

**5. Raum (pou)**

Die rote Tasse gehört  
in den blauen Schrank  
neben der Tür  
zum Flur  
du bist gegangen.

Der frische Rasen wächst  
über meinem Unglück  
die Hühner legen  
stumme Klagen  
in mein Nest.

Die Sterne stechen  
Löcher in meinen Himmel  
meine Stadt wird  
fremd und schürft  
meine Haut.

Ein klebriger  
Müsliriegel im Außenfach meines  
Rucksacks auf dem Bahnsteig  
nach Kassel - wenigstens  
was.

**6. Zeit (pote)**

**Zeitlos**

Zerschnitten die Zeit  
zersplittert, zerspannt,  
rieselt durch  
Tag und Nacht und  
zerlumpt pralle Gedanken,  
feistes Lachen, fettes Leben,  
zermürbt von Zweifeln,  
bis zum  
zu spät.

**7. Lage (keisthai)**

**Danke, mir geht's gut**

Gut geschlafen  
Gut gegessen  
Gut geliebt  
Gut gearbeitet.

Zugehört, gesprochen,  
hingesehen,  
achtsam gewesen  
auch gelacht ab und zu.

Kein Grund  
Zu weinen?  
Kein Recht  
Unglücklich zu sein?

**8. Haben (echein)**

**Besitzstandswahrung**

Wir wissen schon worauf das hinausläuft:

Die stehlen unsere Schätze

Die fressen unsere Steuern

Wir nicken uns zu, geben uns Recht

Die kennen keine Müllabfuhr

Die gehen nicht zur Kirche

Wir meinen es nur gut, wollen nur das Beste

Die singen andere Lieder

Die sprechen laut und leise

Wir wollen nicht so sein, aber...

**9. Wirken (poein)**

**Heldinnen: Rot**

Rot wie Schnee

Blut verblasst im Alltag

Lippenlust und Wimpernweh

Heute back ich

    Trauerkeks und Wutbrot

    Morgen brau ich

    Sauerbier und Hungerwein

    Übermorgen hol ich

    Rotkäppchen aus dem Wald

    Schmeiße Dornröschen

    Aus dem Schloss

    Reiße Schneewittchen

    Die Haare aus

    Werfe Rapunzel vom Turm

    Setze mich neben den Thron

und  
Singe schwarze Lieder

**10. Leiden (paschein)  
schattenherz**

gezeugt aus  
dunklen herzen  
vertrieben versehrt  
geboren in der  
längsten nacht

soll kerze sein, leuchte,  
sonnenschein, aber  
fresse das licht,  
beiße löcher in die sonne  
getrieben verzehrt

dies schattenherz  
gebiert die längste nacht  
tag für tag  
verfehlt den zweck

Michaela Piontek

Im Zwielficht – ein Schuss

---

Aug in Aug im Morgengrau  
Sekunden nur - in einem Herzschlag  
Verhallt der Nebel über dunklen Hügeln  
Auf eine Zigarettenlänge - Schweigen  
Hundert Meter - weit sein Atem noch

Aug in Aug im Morgenrot  
Ein Tropfen Blut in weichem Fell  
Fühl ich Tod und Leben - Macht  
Vereint in einem Herzschlag  
In diesem Augenblick

Aug in Aug am Abend  
Beim Festmahl mit den Schützen  
Vereint in diesem Augenblick  
In erschöpfter Dämmerung



Wolfgang Rüdig

Macht

---

er sich zur rechten Zeit vom Acker,  
sie im falschen Moment die Augen zu,  
es möglicherweise immer an,

er sich guten Mutes an die Arbeit,  
sie sich vielleicht doch nur etwas vor,  
es zugegebenermaßen Angst,

er nur bei Gelegenheit ein Fass auf,  
sie immer andere dafür verantwortlich,  
es wirklich immer noch viel Arbeit,

er deswegen gleich einen Aufstand,  
sie sich deswegen die Umstände,  
es immer wieder neuen Ärger,

er ein Fahrzeug in der Ferne aus,  
sie etwa des öfteren Theater,  
es sich erst mit der Zeit bemerkbar,

er auch immer schön brav Bäuerchen,  
sie das nächste Mal auch dort Station,  
es denn allen Ernstes etwas aus,

er es sich überall gerne bequem,  
sie sich aus gutem Grunde Sorgen,  
es auch einmal tagsüber berühmt,

er mit Absicht eine falsche Bewegung,  
sie als einzelne wirklich noch keinen Sommer,  
es in erster Linie betroffen,

er ohne schlechtes Gewissen blau,  
sie etwa vorsätzlich Schwierigkeiten,  
es sich auf alle Fälle bezahlt,

er letztendlich doch noch etwas daraus,  
sie es absichtlich unnötig schwer,  
es sich ohne Vorankündigung breit,

er sich ein genaues Bild davon,  
sie vielleicht endlich einmal einen Schnitt,  
es dem Besagten alle Ehre,

er sich gerne einfach so davon,  
sie bei jeder Gelegenheit zur Schnecke,  
es unterm Strich einen guten Eindruck,

er vorbehaltlos einen Diener,  
sie bei jeder Gelegenheit schlecht,  
es am Ende dann vielleicht fertig,

er mit Sicherheit einen Fehler,  
sie am liebsten gleich kurzen Prozess,  
es möglicherweise das Kraut doch noch fett,

er bei Gelegenheit lange Finger,  
sie leidenschaftlich gerne Musik,  
es nur zeitweise so richtig froh,

er sozusagen eine Fliege,  
sie bei jeder Veranstaltung mit,  
es ohne Einschränkungen glücklich,

er damit tatsächlich Boden gut,  
sie auch noch heute einiges mit,  
es sich unberechtigterweise groß,

er sich deswegen in die Hose,  
sie zum bösen Spiel gute Miene,  
es sich überraschenderweise gut,

er sozusagen in Immobilien,  
sie es nach längerem Zögern kurz,  
es vielleicht wenigstens davor halt,

er notgedrungen einen Kniefall,  
sie sich einfach zu selten keinen Kopf,  
es in letzter Konsequenz wirklich hart,

er etwa tatsächlich Konkurrenz,  
sie tatsächlich mit Vergnügen klein,  
es sich gleich gierig darüber her,

er in skrupelloser Manier Krawall,  
sie tatsächlich ohne Skrupel kalt,  
es auf unwiderstehliche Art heiß,

er täglich einige Flaschen leer,  
sie sich womöglich noch immer Hoffnungen,  
es wirklich immer alles kaputt,

er es sich mancher Ansicht nach zu leicht,  
sie etwa öfters einen langen Hals,  
es auch im Vergleich dazu noch etwas her,

er sich etwa darüber lustig,  
sie unter solchen Bedingungen Gewinn,  
es aus unersichtlichen Gründen Krach,

er denn immer rechtzeitig Pause,  
sie nur im Notfall davon Gebrauch,  
es letzten Endes unweigerlich krank,

er tatsächlich absichtlich Radau,  
sie damit etwa eine Freude,  
es nur im günstigsten Fall Laune,

er es wohl einigermaßen recht,  
sie eigentlich ständig Fortschritte,  
es glücklicherweise Lust auf mehr,

er es den Meinungen nach richtig,  
sie immer eine gute Figur,  
es wider Erwarten viel Mühe,

er jedes Mal einen Rückzieher,  
sie eigentlich täglich das Essen,  
es gezwungenermaßen alles nach,

er notgedrungen immer den ersten Schritt,  
sie aus einer Mücke einen Elefanten,  
es dann vielleicht doch noch nachdenklich,

er lieber immer alles gleich selber,  
sie häufiger irgendein Obst ein,  
es mit ziemlicher Sicherheit nervös,

er möglicherweise noch etwas aus sich,  
sie den lieben langen Tag lang Druck,  
es etwa nur neun neunundneunzig,

er sich immer ungern auf die Socken,  
sie eigentlich jemals einen Hehl daraus,  
es mit Sicherheit auch richtig satt,

er etwa wieder einmal Sperenzchen,  
sie sich unter Umständen etwas daraus,  
es wirklich immer wieder zu schaffen,

er trotz aller Unkenrufe große Sprünge,  
sie allzu gern auf große Dame,  
es wirklich ohne Übertreibung schlank,

er sich vorsichtshalber aus dem Staub,  
sie gerne miteinander bekannt,  
es sozusagen überhaupt Sinn,

er vielleicht dann doch noch einen Stich,  
sie unter allen Umständen Beine,  
es möglicherweise immer Spaß,

er sich frohen Mutes auf die Suche,  
sie etwa zu oft eine Ausnahme,  
es in erster Linie sprachlos,

er sich wieder einen schönen Tag,  
sie mit Vorliebe schöne Augen,  
es am Ende ein bisschen traurig,

er sich in hohem Maße unbeliebt,  
sie schon bei ganz Gewöhnlichem große Augen,  
es denn wirklich einen Unterschied,

er seit Wochen nur noch Verluste,  
sie von etwas gerne großes Aufheben,  
es zugegebenermaßen verlegen,

er sich nur widerwillig das Essen warm,  
sie morgens immer das Fenster auf,  
es notwendigerweise verrückt,

er sich demnächst endlich auf den Weg,  
sie sich vielleicht doch noch einmal auf,  
es vorerst einmal das Dutzend voll,

er nach dem Vorfall überhaupt weiter,  
sie vielleicht doch einmal Anstalten,  
es ohne Übertreibung wahnsinnig,

er sich vor allem gerne wichtig,  
sie am Abend immer das Licht an,  
es auch behandeltes Material weich,

er auch über solche Dinge Witze,  
sie Besagtes wirklich freiwillig wieder ab,  
es im Grunde einfach nur wütend,

er ihr es, um nicht dieses sagen zu müssen?

Auch wenn's im Grunde Fragen sind,  
sind relevant sie kaum, mein Kind.

Fast mehr mich darum int'ressiert,  
warum du niemals existiert.

Dass dir verwehrt blieb die Präsenz,  
lag aber nicht an der Potenz.

Regina Schleheck

Bettgeflüster

---

Im Dunklen  
Im Traum traue ich mich  
Im Schlaf schlag ich zurück  
In der Nacht komm ich mir nah

Dabei  
Macht Träumen nur traurig  
Schlafen schlaff  
Nacht reißt Narben auf

Heimlich  
Nehm ich dem Traum das Em  
Geb dem Schlaf Ge für Ef  
Klau der Nacht Ce und Te

Rüste  
die Pörung  
die Fektivität  
den Rberus  
den Ppichklopfer

Im Hellen dann  
Misslingt der Aufstandsversuch  
Erliege ich der Liegeversuchung  
Vertage mich bis zur nächsten Nacht



## **Eurokrimi**

Die Bunzkanzlerin brunzt  
Droht mit Gürtel  
Enger oder Krieg-  
S keine Kröten  
Griechen griechen  
Zu Kreuze - Halt, Haken  
Haken am Kreuz?  
Jo, Kruzitürken  
Kreuzberger Türken  
greifen nach Sternen  
wollen endlich auch  
Eüssieren  
Merkel merkt  
Mäkeln macht  
Müde munter  
Ein Knacken im Nacken  
Wurfstern vom heiteren Himmel  
Ausgebrunzt  
Griech oder Getürkt?  
Diplomierte Diplomaten  
Missionarische Kommissare  
Vermittelnde Ermittler  
Vergebliche Versuche  
Kapitalisten kapitulieren  
Gekappte Kommunikationskultur  
Finale Fahnenstange  
Rauswurfstern  
Uropa Europa  
Auf der Bahre

weil Wiege weg  
Griechenland

## **UNI**

grün hinter den Ohren  
eingeläut bekommen  
blauäugig gewesen  
schnell errötet  
blass vor Angst  
schwarz gesehen  
gegraut vor

sah alles uni  
an der uni

komm zu mir  
sagst du  
du und ich  
tauschen aus  
treiben es  
mal bunt

geh uni  
komm  
unikation

## **vergoudate ferienzeit**

holland ist käse  
damit bin ich endgültig dutch  
ich fahrrad da nicht meer hin  
hab den coffeeshop offen  
seh' rot-weiß-blau  
was ist schon interesand  
antje küste und dünen frauen  
verstehe nicht wie jedamer  
um niederlandiges urlauben  
so eine windmühle macht  
wo man doch nur betulpt  
bebootet, beschifft und beatrixst wird  
nee das will mir nicht in den holzschuh  
hab zu hause schon genug um die oranje  
mit duitser vorurteilsgärtchenpflege  
am moffendrahtzaun

## **Wir dreh'n am Rad**

Ferienfahrt mit Räd-elsführer.  
Wir strampeln hinterher.  
Schwitzen im Sitzen.  
Dreh'n am Rad.

Stunden, Kilometer.  
Pausen nach Diktat.  
*Ge-räd-ert.*

Lieber ohne Uhr lauben!  
Ohne Erlaubnis!  
Mit Verlaub: Urlaub!  
Wir bremsen sacht.

Schlagen Rad-Wende.  
Dem Chef ein Schnippchen.  
*Rad-erdoll.*

Rollen in Büsche.  
Tarnen mit Farnen.  
Lenker vor Führer.  
Kichern im Sichern

Machen Rad-eln rund.  
Halten Einkehr in Auszeit.  
*Rad-ikal.*

Maria Schmittner

Unbetreten

---

Explosion  
vor 13,8 Milliarden Jahren.  
Danach  
auseinander.  
Danach  
ein sich Nähern.  
Neuordnung.  
Differenzieren.  
Bündnisse teil(chen)weise.  
Differenzieren.  
Man geht ins Detail.  
Im Detail die Möglichkeit zu wählen.  
Entscheidungen, Zustände, Richtungen.  
Wo vorher ein Nirgends und ein Überall.  
Entscheidungen, Zustände, Richtungen.  
Dimensionen verwirren.  
Entscheidungen, Zustände, Richtungen.  
Wo Entscheidungen fallen,  
bleiben unbetretene Wege zurück.  
Unbetreten  
zurück.

Michael Starcke

das alltagsleben der sprache

---

das alltagsleben der sprache  
unterscheidet sich nicht  
von dem unseren: es ist  
ein rufen, erklären  
und schweigen und  
manchmal küchenlatein.

auch treffen wir die sprache  
beim einkauf, am liebsten  
vielleicht in den verborgen  
gelegenen geschäften  
der altstadt, wo sie  
reizvoll altmodisch klingt.

sie hat es nicht leicht,  
sich jeder situation  
anzupassen: im suff  
besteht ihr leben aus  
anderen worten als  
in einer versammlung  
der schweigenden mehrheit.

sie fesselt uns nicht.  
sie fesselt uns  
mehr als jedes versprechen,  
wir könnten ohne sie

nicht existieren  
an einem tisch ohne salz,

während sie, oft tot gesagt,  
den weg schon zurück sucht  
in die blicke der öffentlichkeit.

### **ohne meine sprache**

meine sprache  
haftet an mir  
und gibt mir zu trinken.

in meinem haus  
lebt sie  
in ihrem eigenen,

fährt mir  
über den mund,  
ritz monologe ein  
in die wände.

sie drängt,  
dass ich dichte  
und schreibe,  
als könnte sich  
etwas ändern am  
zustand der welt.

sie steckt mir  
ein licht auf,  
weckt leise zweifel.

ohne  
meine sprache  
sage ich nichts.

**sprache, lebendig genug**

draußen der schnee,  
wie um die schnelligkeit  
der zeit aufzuhalten.

die großen schritte  
tippeln vorsichtig,  
federleicht  
anhaltende spuren  
an ihren sohlen.

dächer und häuser  
weiß verhüllt,  
als wüssten sie  
sich zu vergessen  
und alle verwünschungen  
auch,

vielleicht,  
um festzuhalten,  
was ins rutschen geraten



könnte,  
sprache,  
die lebendig genug ist,  
dass man sie, dem  
ungezügelt fallen  
der flocken ähnlich, nicht  
alleine für sich behalten will.

### **luftrittter**

sprache,  
rettender engel  
geflügelter worte  
im leben von  
erdachten personen  
im dialog.

dein fehlen  
ließe uns drohen  
mit händen  
und füßen,

wäre, auf welcher  
seite des daseins  
auch immer,  
das fehlende werkzeug,

mit dem wir  
um schutz,  
liebe

oder erlösung  
betteln könnten.

nichts und niemand  
wären wir ohne dich  
und dein zutun,  
luftritter, ins  
taumeln geratene,  
sehr wütend und stumm.

### **glanzbild sprache**

glanzbild sprache,  
ein wetterleuchten  
des erkennens  
am horizont.

sprache ist  
nicht aus pappe,  
ein anmutig schiefes bild,  
flüchtig und mürbend  
wie bröselnder stein.

worte und herz  
trägt sie  
auf der zunge,  
schultert  
eine regennasse  
straße bergan.

sprache schafft  
denken, denken  
schafft  
unwägbara äußerungen  
auf bedrucktem papier.

glanzbild sprache,  
eine möglichkeit für  
lippenbekenntnisse,  
kerzenlicht, sparsamkeit,  
unverdrossenen fleiß.

### **verräterischer eifer**

wer weiß,  
woher das stroh  
unter den tannen kommt  
auf dem grundstück  
am rand der straße,  
auf der eine frau bei  
wind und wetter joggt,

vielleicht von  
einem wort gewärmt,  
rot wie mütze  
und jacke,

rot wie ein  
stück winterhimmel,

in dem die sprache  
wohnt,

die seufzend  
aufs dasein  
blickt,

als trotte sie  
einem erinnern  
hinterher, altem  
verlangen,

zwischen den zähnen  
den verräterischen eifer  
ihrer zungenspitze.

**die frage ist**

die frage ist,  
warum sich sprache  
im uhrenkasten versteckt,  
das achte, das  
unauffindbare geißlein,  
ohne zu meckern,

während wir  
in gedanken  
nach ihr suchen,  
als wäre sie eine person  
zum reden

oder um  
fehlende dialoge  
zu verstehen auf  
welcher seite  
unseres daseins  
auch immer.

vielleicht,  
dass wir sie  
um hilfe bitten oder  
um einen schlanken fuß  
oder sie uns  
die geschichte  
vom beginn  
einer wunderbaren  
freundschaft erzählt.

### **mit einem auge**

immer kommt  
meine sprache  
irgendwie traurig daher,  
dunkelhäutig,  
mit einem auge,  
das schielt,

meinen gedanken  
ähnlich,  
verwundert über  
ihr dasein.

in einem haus  
wohnt sie  
mit vielen fluren  
und türen  
und der frage,

warum ich sie  
in mein herz  
geschlossen habe  
und mir ihr aussehen  
nicht peinlich ist.

vielleicht,  
weil ich weiß,  
wie es sich anfühlt,  
um liebe zu werben  
mit hinkendem bein.

### **im festgefühten haus**

im festgefühten,  
einer villa ähnlichen,  
haus der sprache  
geht es hoch her.

gedanken, ansichten  
und gefühle bevölkern  
die zahlreichen zimmer  
vom souterrain  
bis unters dach,

wollen, ausgesprochen  
und beachtet, nicht weg  
sein von den großen  
hohen fenstern  
mit blick auf die welt  
und den himmel,  
auf bäume, hecken  
und blumen im garten,  
einem labyrinth aus fantasie  
und ausgeprägtem denken.

wenn er den rücken wendet,  
laufen sie dem karren  
des briefträgers hinterher,  
unsicher, ob sie auf  
den kieswegen an  
schicksal glauben können  
oder der botschaft langer  
briefe und kartengrüße,  
denen worte  
etwas gelten und wert sind.

### **eine spur zu müde**

manchmal  
ist mir die sprache  
eine spur zu müde  
und fremd und will  
nicht mit mir reden.

hinter einem fenster  
stehend starrt sie  
in dunkle hinterhöfe,  
als bliebe ihr  
jeder gedanke verborgen  
im alltäglichen kampf,

als werde sie stur jedes  
ansinnen von sich weisen,  
irgendeine verräterische  
geschichte von liebe  
und hass  
zu erzählen

oder von  
einer denkbar  
besseren welt  
mit beschwörender stimme,

einen geschenkten  
reisebericht,  
vielleicht vom ende  
einer großen fahrt,  
wenn niemand mehr lügt,  
bzw. zu retten ist.



Jochen Stüsser-Simpson

Was ist los mit Marie?

---

Früher galt Marie in Hamburg als eine der schönsten Frauen der Welt

sagt der Zitronenfalter, doch Liebe stand gerade nicht auf der Tagesordnung.

Dann galt Marie in der Welt als eine der schönsten Frauen aus Hamburg.

Jetzt gilt die Marie in Hamburg als eine der schönsten Frauen der Welt

aber auf der Tagesordnung steht Liebe gerade nicht.

Faltet der Zitronenfalter überhaupt diesen Text – oder erst später?

### **Unheimlich unsteinlich - Ein metaphysisches Steingedicht**

Beim Stelldichein warn wir zu zwein,

es kam der Schein vom Stein allein.

Was fehlte war des Steines Sein!

Doch insgeheim und allgemein

dacht ich auch ohne diesen Stein

lässt sich wahrscheinlich glücklich sein.

## **Nase hoch**

Spröde vernarbt und wund ist  
die Innenseite der Außenseiter  
nach unten zeigen die Stirnen  
Wenige heben den Blick  
und beginnen als Schmuggler  
den kleinen Grenzverkehr  
sie gehen in die Fugen vergrößern  
Risse finden Lücken sie schleusen  
ihre Waren und Botschaften  
in die Mitte der Ausgrenzer  
zählen die Löcher der Nasen  
blasen Frühling in Altweibersommer  
Altmännerhaar balancieren Sinn  
und Gegensinn schaben an der  
Außenseite nehmen Glanz gewinnen  
Widersinn aus kleinsten Fragmenten  
sie lehren das Rechnen und:  
Nase hoch hilft nicht gegen Rechnen.  
Allmählich und fast unbemerkt  
wird etwas ordnen neu sich Verhältnisse  
bipolare Störung die Mehrheiten wandern  
wenn die Zahlen sich ändern Mitte sich schiebt  
eingegrenzt ist ausgegrenzt  
und: Nase hoch hilft nicht gegen Rechnen.

Iris Welker-Sturm

fehlzeit

---

zuzeiten fehlt die zeit.  
und dieser zustand ist ein fehler.  
und dieser fehler ist: die zeit.  
zeitnehmer haben zeit genommen von  
zeitgebern keine zusatzzeit bekommen  
setzen zur zeit nur punkte zuhauf.  
zeitsünder! zeitzünder!  
peng!  
oh verzeiht!

### zeitfaktor

zeit fak tor : faktor zeit

z z z z zzzz                    *(stotternder motor, der anspringt)*

ei ei ei ei eieieiei            *(zunächst zärtlich, dann spöttisch-iron.)*

t t t t t t t t                    *(aggressiv gespuckt)*

zeit fak toor!

ffffffffffffffff                 *(ausströmender luftstrom)*

fuck!                                *(lauter werdend)*

fuck! fuck! fuck!

*(da capo, aber unterlegt mit zweiter  
stimme, regelmäßig wiederholend)*

zeit – fak – toor!

## **hoch von null**

von nichts kommt nichts  
null komma nichts  
wenns hoch kommt  
also  
wenns mir hoch kommt  
kommts nicht von nichts  
aber manchmal kommts mir  
von nichts  
und ich hoch  
von null.

## **maizeit (zweistimmig)**

mein zeit sein  
mein zeit  
sein zeit sein  
sein zeit  
uns zeit sein  
kein zeit  
weil einheit sein  
zweiheit.

*(2. stimme parallel)*

zei tig, zei tig  
zei tig, zei tig, zei tig.....

*(betont auf der ersten silbe)  
(betont auf der zweiten silbe;  
bis textende der 1. stimme...  
wie ticken einer uhr) (am ende  
allein)*

zeit um.

**wish-wischer**

you wisch  
my wish  
vom tablet

my wish  
ist aber lang noch  
nicht vom tisch.

**wenn ich vor 1000 kram**

nicht weiß  
wo fang ich an  
sag ich mir  
son scheiß  
wär doch zum lachen  
muss man eben  
prioritäten  
ne liste machen:  
erst die menschen  
dann das tier  
dann die pflanzen  
und erst dann die sachen.  
so ist das recht  
so kann mans machen  
1,2,3,4  
sag ich zu mir  
dankbar dafür  
dass ich wieder klar sehen kann

mach ich mich dran.  
und dann  
komm ich manchmal  
grad zu mir.

**Der, der hier zuflucht sucht**

wird eingelassen

der, der hier ankommt,  
der kommt an

kann lernen arbeit suchen  
weiterkommen wird geschätzt  
wird einbezogen  
bringt sich schließlich ein:

darf mitmensch sein  
mitmensch  
im hier und jetzt.

Felix Wyss

Rouhm ound Zyt

En Bytraag zoum Landschryber–Wéttbéwèrb 2015

---

Rouhm:

I me Hinderhoof isch synerzyt e Schryneréi gstande. Chasch der chouhm voorstéle, wië daas doo na gsy isch. Nach de Ture chounnsch emaal in es tounkligs Gàngli. Neuïme–n isch aaggschribe: Buro. Wànn t' ine wottsich, verschlaat's der schiër de Schnouhf, e dèèwààg mouësch di schmaal mache ound t'Achsle–n yzië, fur das t' a déne Turm verbychoo chasch, wo dezwusche blos en ànge Dourchgang fréi leund. Dië Turm, daas isch tàils dië fèrtig Waar, wo de Màischter hàt ouhfbyge laa, paraat fur g'Chounde zoum abhole, tàils sind's Meuhbel, wo Chounde hànd bringe laa zoum répariëre, tàils chounnsch aber aw a Maschine–n oder Wèrchbànk verby, wo–n im Momànt niëmer draa schafft. Graadouhs gséesch z'hinderscht ouf e Chaschtewand, tàils mit Schrankture, tàils mit Schoublade, ound vornedraa, vis–à–vy vor dyr ound zoum Tàil verdéckt vo déne Turm, en Burotisch. A de Sytewànd, so wyt dië vo dyr ouhs fréi sichtbaar sind, hanged Wèrchzuug. Stélewys hàts blos en Haagge–n ound drounder mit schwaarzer Farb ggmaale sààb Wèrchzuug, wo–n im Momànt déét fèèlt. Chasch di dànn ubrigens neud graadouhs ouf em tiràkte Wààg zoum Burotisch dourezwànge. Nài, mouësch oum all Égge–n oume, prèzys wië–n i me Labirint, bis t'nou déét bisch. Pass mer jaa ouhf, das t'der neud wéé machsch oder en Schranz in Tschoope holsch an all déne spitze

Voorsprung ound scharffe Kante, wo bald daa, bald déét i dyn schmaale Pfaad ine raaged. Gséésch dië Chàibe nàmli chouhm im duschtere Liècht vo dère verrawchte Wèrchstett. I sàbere Zyt hàt me–n i de Schwyz nàmli na Stumpe ggrawcht, ound dèè Empfangs– oder Burorouhm ischt neud nou vernàblet, er stinkt aw entspràchend. Wànn t' also hàil am Burotisch aachoo bisch, séllsch schynts luute–n ound waarte, bis de Màischter syni Arbet verlaat, wo–n er grad am wèrche–n isch. Frèuhgsch di, eub me daas Luute–n uberhawpt gheuhri bi dèm Maschinelàrm, wo de ganz Rouhm fullt. Gspuursch ja aw ounder de Fuësse daas Vibriëre; allwààg wirt pboret. Wo dänn de Màischter schliëssli dour e Sytature zour Wèrchstett inechounnt ound frèuhget, was t'wélisch, mouësch tiràkt héépe, das er di verstaat.

Nachane, wo t' wider ousegaasch in Hinderhoof, nach dèm Gàssli zwusche–t em Schryner sym Ggrumpel ound em tounkle Gàngli, gschpuursch tiràkt, wië sych dyn Brouschtaschte wytet, wo dou wider normaal chasch Louft hole–n ound schnouhfe.

Dië Schryneréi gits nume. A dèm Standoort hàt si scho lang nume ràndiërt gghaa. Hut staat déét es modèrns Hoochhouhs mit ere Fassaade–n ous Bétong ound Glaas. Aber vor s' dië Schryneréi apgrisse hànd, bin i dië lèère Ruum namaal go louëge. Pèrfàkt isch ales ouhsggrouhmt gsy, kàs Zàngli wèèr méé oumegglàge, nou dië bloutte Wànd han i gséé. Aber was mi gspàssig tounkt hàt, glych das dèè Rouhm fréi gsy isch vo all déne Turm ound Meuhbel, isch er mer neud greuhsser voorchoo, nài, er hàt mi chlyner tounkt, als en ir Erinerig gghaa ha. Àinewààg bi–n i go t'Lèngi ound Bràiti vom éémaalige–n



Empfang mit myne Schritte go abmàsse.

I mym Stubli, wo–n i dehàime bi, wo–n i myni Sache ha, wo myni Meuhbel steund, wo–n i myni Bilder a der Wànde gséé, wo mer g'Gruch ous de Chouchi vertrowt sind ound g'Gruusch, dië vom Houhs wië dië vo de Straass hèèr, daa isch mer 's wool, daa lawff i fréi ound liëcht oudenand, daa béwég i mi wië–n i grad wott, daa mèrk i neud emaal, wië–n i schnouhfè–n ound daa fang i màngmaal àifach aa singe. I mym Stubli, daa han i 's ggmuëtli, daa isch mer 's wool.

So richtig fréi schnouhfè–n ound t'Louft mit Ggnouss yzië chasch aber éérscht wurkli, wànn dou dour de–r Ygang vom Ouhssichtstourm heuhch ouf em Koulm obe t'Stàge dourouhf stygsch bis zoberst obe–n ouf de Tourm oufè–n ound obe–n a dyr so wyt magsch gséé de blaw Himel hàsch mit es paar wysse Woulchefèuhserli, wo dedour doure–n en silbrige Fluuger e wyssi Dampfspouhr ziët, daa obe, wo dou graadouhs ound éérscht ganz wyt ewègg t'Schnéébèrge gséésch ound ounder dyr g'Chroone vo de Beuim ound druberië e Landschaft. Déét ounsteund es paar Houhsdàcher i de Greuhssi vo Spylzuughuusli, a déne verby ound wyter ounsteund béwégt si wië–n ouf ere–n Amàisestraass e Kolone Awteuhli, déét àne spiëglet blaw de Séé dèè Himel obedraa, ound druberië gséésch e Ggoulisse vo Hugelzuug wo hinedraa heuhcheri Bèrge bis ouf zoum ééwige Schnéé de Horizont erràched. Dou sàlber, daa obe–n ouf dèem Tourm mit dère wyte–n Ouhssicht, daa éérscht fuulsch di so richtig fréi, daa bisch soo froo; laasch grad en Jouhz ap: „Jiouhyy!“

Zyt:

Zyt isch Gàlt. Wèèr wétt aw Gàlt verguude; aw Zyt touët me neud verguude; *carpe diem* hànd scho dië alte Reuher ggsàit. Ergryff jéde fréi Awgeblick; dou wàisch ja, en Momànt wo vergange–n isch, chounnt nië méé zrougg. Euppe soo wië 's Wasser, wo nume de Bach दौरouhf zrougg flusst. Aber wië staat's im *Faust* vom *Goethe* ? „Sàiti zoum Awgeblick, blyb bymer, dou bisch soo scheuhn, dànn giëngi gèèrn aw z'Ground.“

Also gib Tàmpe. Grad jétz, wo dou scho so lamaaschig ggmacht hàsch, wo scho so verspèuhtet draa bisch, jétz mouësch em halt àine stécke, sousch chounscht z'spaat ound wàisch, was t' dànn dànn verpassisch ? Séttisch ébe–n amig dyni Ouhfgabe glàitig erlédige, sig aw e chli flingg ound mach e chli. Also pràssièr, nimm dië hindere Bài fure, aléhoff Matilde! Vergiss neud: „de Vogel wo z'éérscht chounnt, verwutscht de Wourm.“ Séttisch es doch wusse: „de Tifiger isch de Gschnàler“. Wànn t' wyter so treuhdlisch, so chounscht dànn emaal na z'spaat in Himel. Souscht mouën i dànn mit de Gàisle cho chleupfe. hopp hopp!

Aber neud joufle, gàll, jaa neud joufle; mit joufle gaat's nou lènger. *Eile mit Weile*. Nou jaa kàs Gsturm. Glych ound was 's gaat, so pass ouhf was de machsch, uberlégg der was t'aastéllsch. Touë–n imer scheuhn uberlàit àis ound 's ander erlédige, àis ound 's ander wië z' Parys. Noume neud gspràngt, imer scheuhn hubscheli ound nimm 's ggmuëtli. Waas machsch dànn mit dynere gsparte Zyt? Waas fangsch dànn aa, wànn dou z'fruë bisch, wànn dou de Zyt hàsch ound

mouësch waarte? Mach euppis ous dynere Zyt.

Wusse–n isch Macht ound p'Macht régiërt dië Wàlt. Hock ane–n ound léér euppis. Jé méé das t'wàisch, jé méé das t'chasch, déschto ééner chounscht fursi. Nimm 's nou bédèuhchtig ound stoudiër euppis; brouhch dyni Zyt zoum tånke. Was dou emaal ggléért hàscht, was dou ewàisch, daas cha der niëmer wègnèè.

Vergiss aber àis neuhd; euppis wo dou mit Intràssi machsch, euppis wo dych fasziniërt, dych bégàischteret, daas laat t'Zyt im Nou vergaa. Daas isch e frouchpbaari Zyt, daa deby louëgt euppis ouse, dèèwààg erràichsch euppis. Aber Achtig, es cha der deby liëcht passiëre, das dou dänn en Abmachig versouhmsch, vilicht sogar en wichtige Tèrmyn! Oumgchéért, wànn dou neud wurkli bi de Sach bisch, wànn dou 's Ggfuul hàscht, es lawffi gaar nuut oder daas ganze Ggschèè gèung di nuut aa, wànn t' also nou gglangwylet daahockscht, dänn tounkt 's di, t'Zyt blybti staa, si giëngti kàn Bitz fursi ound si dèènti sych lang ound lènger. Daas cha der passiëre wànn t' mouësch eme–n apstrakte Voortraag zouëlose, zoum Byspyl uber t'Zyt:

„T'Zyt wirt oundertàilt jé nach irem Béwandtnis fur daas jéwyls bétroffene Soubjàkt in e fusikaalischti Zyt ound en empfoundeni Zyt. Dië fusikaalischti Zyt isch e mässbaari Zyt ound isch fruëner entspràchend als objéktyvi Zyt bézàichnet worde. Si hàt iri Béwandtnis bi Voorgànge, wo–n e ggmàsseni Zyt vo Bélang isch, ound zwaar isch dië jé ggmàsseni Zyt fur ali Bétrachter glych lang, séig's vo praktisch–tèchnischer Béduutig bi der Aawàndig vo chéémische–n oder élàktrische Voorgàng,

oder aber verbindlich i juristische Sachverhalte wië dië verybaarti Dour euppe von eme Miëtverhéltis. Dië empfundeni Zyt isch aw soubjéktyvi Zyt ggnànt worde. Si laa sych neud mit fusikaalische Voorchéérige màsse, sondern iri Lèngi, iri Douhr, wirt vo jédem bétroffene Bétrachter jé ouf syni Aart, jé nach sym Erlàbnishorizont ound syner zytwyilige Ggrichtethàit, verschide vo andere Bétrachter soubjéktyv als churzer oder lènger empfounde.“

Oundsowyter ... Grad bi some–n apstrakte Voortraag wirt's der ounaagnèem, hoffsch, cheunsch bald i p'Pawse–n ouse, dou louëgsch oungeuldig imer wider ouf t'Ouhr ound verschricksch, will de Zàiger sych schynbaar kàs Bitzli ggrot hât; ound glych gheuhrsch si ticke–n ound gséesch de Sékoundezàiger braav syni Chràis roundoume trule. Aw falls dou dyr voorgnaa hàsch, dèm Voortraag ouhfmèrksam zouëzlose, cha der 's passiëre, das dou deby apschwàiffsch i ganz anderi Gédanke, dou chasch tiràkt in es Treuime–n ine ggraate.

Uberlaa dych doch aw emaal dyne Treuim, gaa dou i t'Natour ouse, i dië scheuhni, gruëni Natour, gaa doch eme scheuhne gruëne Flouss naa, ggnuuss dië liëbi waarmi Soune oder de–r aagnèem chuélé Wald. Gaa na chli go lawffe, go spaziëre, go dschoge, go dyn Kèurper gspuure. Daa hàsch euppis vo dynere Zyt, daa hàsch jédefalls méé devoo als blos vom fouhl oumehocke–n ound Touhme trule.

Na euppis zoum Schlouss: 'S Làbe vo me Màntsch im Wéschte douhret hutzetaag tuutli lènger als nou vor houndert Jahre. Es git vill méé Houndertjèuhrigi als doo. Daas isch statistisch

erwise. Àinewààg wàiss Niëmer vo–n euïs, wië lang sys Làbe  
dohret. Louëgemer, was myr cheund byträàge defuur, das si  
dië Làbeszyt am Àndi dewèrt gsy isch.

## **Ahang:**

### Lautnahe Schreibweise

Die für die Deutsche Schrift übliche Schreibweise genügt nicht für eine lautnahe Wiedergabe des Zürichdeutschen, welches namentlich in den Vokalen sehr viel nuancierter ist, als das Deutsche. Ich habe mich daher für folgende Lösung entschieden: Die Vokale werden gleich geschrieben wie im Französischen, was folgendes Schriftbild ergibt:

#### Tabelle 1: **Vokale**

A chalt (kalt) a (hat)<sup>4</sup>

À Nàbel (Nebel) à (an, nach zu)

E em, ere (ihm, ihr) se (sich)

È hèrt (hart) mère (Mutter)

É Séé (See) dé (Würfel)

I (kurz) i (in) qui (wer)

Y (lang) wyss (weiss) hydre (Polyp)

O Boot (Boot) chose (Sache)

OU dou (du) doux (süss)

U Glück (Glück) duc (Herzog)

EU (hell) ggheuhre (gehören) heureux (glücklich)

ÈU (dunkel) hèure (aufhören) heure (Stunde)

EUĭ neuĭ (neu)

AW Fraw (Frau)

OW Bow (Bau)

"Y" steht für langes "I". "O" wird wie im Franzeusischen durch "eu" ausgedrückt wenn hell, aber durch "èu", wenn dunkel.

Nasale kommen im Zürichdeutschen nicht vor, "n" nach Vokal

wird also als "n" gesprochen und Vokal vor "n" behält seinen Charakter. Trema "¨" bedeutet wie im Französischen, dass der Laut seine Qualität behält. "Buëbli" (kleiner Knabe) wird somit (gemäss Deutscher Orthographie) nicht "Bübli" gesprochen, sondern als Diphthong "Bü–ebli". In Anlehnung an die Schreibweise nach Dieth werden lange Vokale durch Verdoppelung (wèèri) gekennzeichnet. Lediglich nach "eu" und "ou" wird "h" zur Kennzeichnung langer Vokale verwendet (z.B. Brouhch, Seuhn).

Bei den **Konsonanten** folge ich weitgehend der Diethschen Schreibweise. "Scht" und "schp" wird dann "st" resp. "sp" geschrieben, wenn es am Wortbeginn oder am Anfang des betreffenden Wortstammes steht, also "staa" und "verstaa" sowie "Spraach" und "verspräche". Im Wort drin werden "scht" resp. "scht" ausgeschrieben (z.B. "poschte" (einkaufen) sowie "Chaschper". Das gutturale "ch" wird rau gesprochen. Die Konsonanten "k", "g", "p", "t" und "tz" werden scharf artikuliert, ohne Einfluss auf die Länge des vorangehenden Vokals (z.B. "grooss" wird mit langem "o" und gedehntem "s" gesprochen). "pb" und "td" werden stärker aber nicht schärfer gesprochen als "p" und "d"; so namentlich am Anfang eines Verbs in der Perfektform (z.B. "bowe – pbowt" und "dràckle – tdràcklet). "Ph" und "th" werden mit nachfolgender Aspiration gesprochen (nicht etwa "f" noch {englisches} "th"). Die Konsonanten "f", "l", "m", "n", "r" und "s" werden kurz gesprochen, mit Verdoppelung ("ff", "ll", "mm", "nn", "rr" und "ss") wird der Laut gedehnt (z.B.: "Aff", "Fall", "Voorràcht" und "Mààss").

Pitt Buerken

Nichts

---

Am Anfang des Seins war das Nichts, und das Nichts war gar nichts. Darin schwebte Nichts als Schöpfer. Nichts wollte etwas Großes schaffen wie Bill Gates oder Steve Jobs. Also nur zum Vergleich, denn die beiden gab es damals ja noch nicht. Der Schöpfer Nichts dachte nun lange nach, wie wir es von Angela Merkel kennen. Also auch nur zum Vergleich. Die gab es ja damals auch noch nicht. Dieser Prozess des Nachdenkens dauerte einige Milliarden Jahre. Dann hatte er zwar noch immer keine rechte Idee über das Produkt seines Projektes, wohl aber, wie er zum Ziel gelangen könnte. Der Weg ist das Ziel, sagte er sich, um gleich daran zu zweifeln, ob es sich hierbei um einen wirklich klugen Satz handle.

Den Weg oder die Methode, auf die der Schöpfer Nichts in seinem Nichts verfallen war, findet sich noch heute in guten Managementlehrbüchern: Man muss die Produktion vom Ende her denken, also Schritt für Schritt rückwärts. Dann kann man planen, was wann woraus womit wo und wie gefertigt werden kann und wann es einzubauen ist, um das Produkt zu vollenden. Der Schöpfer hatte aber damals noch nicht die Überlegung, dass man just-in-time ganze Module schaffen und diese von Subunternehmern produzieren und sogar von diesen einbauen lassen könnte. Wie aber sollte er solche Überlegungen anstrengen? Es gab ja nur das Nichts als einzige Kategorie des Seins.

Dem Schöpfer war aber immer noch nicht klar, wie sein Endprodukt aussehen könnte. Da jedoch seine Gedanken sich



ständig bewegten, er aber gern wegen der schon verstrichenen Milliarden – also den Jahren – beginnen wollte, entschloss er sich ein Zwischenprodukt zu definieren und mit dessen Herstellung zu beginnen. Er nannte es vorläufig „Welt“ und kalkulierte eine nachhaltige Weiterentwicklung ein. Also nur zum Vergleich: Er stellte sich das ähnlich vor wie wir Heutigen das beim Auto: Ständig neue Modelle (nur auf Mogeleyen verzichtete er), und man weiß nicht, wohin das noch führen kann.

Nach einigen weiteren Milliarden Jahren intensiven Denkens, denn die Sache wurde immer komplizierter und vertrackter, beschloss er, mit der Herstellung der Welt zu beginnen. Da ihn aber oft große Zweifel an seiner Schöpfung begleiteten, und ihn während des ständigen Denkens auch die möglichen Risiken und potenziellen Misserfolge seiner beabsichtigten Produktion unsicher werden ließen, kam er auf die Idee, seine Täterschaft zu verschleiern. Er wollte sich im Hintergrund halten und auf die Produkte keine Logos von sich anbringen (das war übrigens die Geburtsstunde der no-name-Produkte). Dadurch sollte nicht deutlich werden, dass er, der Nichts, die Welt aus dem Nichts geschöpft bzw. geschaffen hatte. Das, dachte er, würde bestimmt dazu beitragen, dass auch in ferner Zukunft noch über ihn gesprochen werde.

Also nur zum Vergleich: Wie viele „Marken“ und „Logos“ sind inzwischen verschwunden wie beispielsweise bei den Autos: „Horch“, „Glas“, „Borgwart“, „DKW“, „NSU“ oder „Messerschmidt“, die nachgewachsene Generationen überhaupt nicht mehr kennen. Und wie überschlagen sich die Medien bei einem Verbrechen, solange es nur Verdächtige gibt, aber deren Verantwortung ungeklärt ist. Unbestimmtheit, Geheimnisvolles, mehrdeutige Dinge sind dagegen nachhaltige Gegen-

stand von Gesprächen. Also nur zum Beispiel: Gott, Himmel, Hölle oder Engel. Natürlich gab es auch die damals noch nicht. Der Schöpfer Nichts begann nun in seinen Gedanken den Produktionsprozess zu entwerfen. Er nannte das aber nicht Produktion, sondern Schöpfung. Daher auch sein späterer eigener Titel, dem wir hier etwas vorgreifen mussten. Da es nur ein Nichts gab und daraus nichts zu schöpfen war, umgab er die ganze Angelegenheit so mit einem mystischen Schleier, der spätere Geschöpfe zu allerlei Phantasien hinriss. Da dieses aber auch alles stark der formalen Logik widersprach – die es damals natürlich auch noch nicht gab, sondern erst später – sollten die Mitglieder späterer Fangemeinden des Schöpfers behaupten, er habe die Welt nicht geschöpft, sondern geschaffen, - verbunden mit der Behauptung, das sei etymologisch schon immer etwas ganz anderes gewesen. Wie dem auch sei: Der Schöpfer begann nun akribisch, den Produktionsprozess in einzelne Schritte zu zerlegen, festzustellen, was für jeden Schritt zu tun sei und benötigt werde, und wie er es herstellen könne. Als sein „Zwischenziel“ wählte er eine „Welt“ mit „Sternen“ und „Planeten“, u.a. eine von „Menschen“ - auf die sich seine Gedanken seit einiger Zeit fokussiert hatten - bewohnte „Erde“, die im „Weltall“ herumfliegen und mit „Wärme“ und „Licht“ von einer „Sonne“ versorgt werden sollte. Allein dieser Satz lässt erkennen, wie tiefgründig die Pläne des Schöpfers inzwischen gediehen waren. Da ihm aber schwante, dass seine „Menschen“ den ständigen „Sonnenschein“ kaum würden ertragen können, plante er für die Erde eine „Achse“ ein, um die sie sich drehe, um nur am „Tage“ Sonnenlicht und -wärme zu haben, aber in der „Nacht“ dunkel zu sein, damit die Menschen gut schlafen können, um sich zu „regenerieren“. Na, wenn der damals

schon geahnt hätte, dass .... Oh Gott oh Gott!

Da sich der Schöpfer über die Entwicklung insbesondere der Menschen im Unklaren war, beschloss er, nur mit zwei Exemplaren unterschiedlichen „Geschlechts“ zu beginnen, und die weitere Entwicklung kritisch zu begleiten. Die Entwicklung des Menschen aber erwies sich als eine höchst fragile Angelegenheit, die immer neue Vorstufen erforderte. Denn wie konnten Menschen aus oder auf einer Erde, die man nur als wüst und leer beschreiben konnte, entstehen und leben? Dieser komplizierte Vorgang dauerte schließlich viele Milliarden Jahre, und die ganze Entwicklung hier zu beschreiben, würde die Lebenszeit dieses Autors deutlich überschreiten. Kein Verlag würde das wirtschaftlich überleben, die Herausgeber haben auch gar nicht die notwendige Seitenzahl eingeräumt. Wie frühere Generationen von Erzählern können auch wir dieses Meisterwerk der Ingenieurskunst daher nicht en détail darstellen. Unser Sein verfügt leider über keine Möglichkeiten, die es erlauben, das in einem Menschenleben zu leisten. Die erwähnten früheren Generationen verfielen daher auf den Gedanken, den ganzen unendlich langen und aufwändigen Prozess der Schöpfung allegorisch zu verkürzen. Dabei wurde manches unterschlagen. Auch „aktualisierte“ jede Generation die Erzählung. In der Bibel zum Beispiel schrumpfte die ganze Schöpfung von Milliardenjahren auf sieben Tage zusammen, von denen an einem gar nicht gearbeitet wurde, und das, obwohl es noch keine Gewerkschaften gab, die diese Freizeit zur Erholung hätte erkämpfen können. Der Schöpfer ging also in Gedanken Schritt für Schritt rückwärts, löste komplexe Sachverhalte zu einfachen Konstrukten auf und landete – aus heutiger Sicht verständlicherweise – bei den Einzellern, so wie der frühe Autobau mit

dem Einzylinder begann. Mit jedem Schritt schuf er zugleich neue Wörter und Kategorien, die das Nichts erfüllten und zu einem Sein wandelten. Millionen Jahre später sollten Menschen dieses als „Evolution“ bezeichnen, statt als Produktentwicklung oder Schöpfung. Gelegentlich überfielen den Schöpfer in dieser Zeit Zweifel, ob er sich in späteren Produktionsphasen wieder an alles werde erinnern können, und in Phasen schwerer Depressionen, in die er bei gelegentlicher Überforderung versank, zweifelte er des Öfteren daran, dass ein so komplexes Projekt überhaupt funktionieren werde.

Als dem Schöpfer schließlich die Arbeit über den Kopf wuchs, entschloss er sich, zusätzliche Arbeitskräfte einzustellen. Die rekrutierte er aus dem Tross der bis dahin schon verstorbenen Menschen und Tiere, die er in einer höher gelegenen, mit einem angenehmen Klima ausgestatteten Region, von der die Produktion der Welt gut überwacht werden konnte und die Wege zu allen Baustellen kurz waren, um sich sammelte. Über spezielle Fortbildungen und Trainee-Programme machte er sie fit für die besonderen Herausforderungen der Aufgabe. Für diese Geschöpfe war es damit aus mit Wolke 7 oder den 72 Jungfrauen. Schaffe, schaffe hieß nun die Parole. Der Schöpfer seinerseits aber hatte den Schritt von einer Ich-AG zu einem richtigen Unternehmen, einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung vollzogen.

Trotz der vielen harten Arbeit – oder wegen ihr – lief im Reich des Schöpfers einiges schief. Der Schöpfer bemerkte zunehmend, dass seine früheren Vorstellungen vom Zwischenstand einer von Menschen bewohnten Erde mit dem realen Zustand auf dem Planeten – wie die Menschen die Erde inzwischen kategorisiert hatten – sich nicht wie gedacht werde realisieren

lassen. Die Mitarbeiter hatten inzwischen für alles Worte und ordneten diese irgendwelchen Kategorien nach irgendwelchen Ordnungsschemata, die der Schöpfer - wie, nur zum Vergleich, viele ältere Menschen heute bei uns die Netzwelt schon lange nicht mehr begreifen - nicht mehr durchschaute, zu. All das irritierte ihn mehr und mehr und fand immer weniger seinen Gefallen. Hatte er sich mühsam gute Böden für die Nahrungsmittelproduktion ausgedacht, spritzten sie Pestizide darauf. Hatte er sich klares Wasser gegen den Durst ausgedacht, schütteten die Menschen irgendwelchen Dreck hinein oder mischten es mit Rauschmitteln. Hatte er frische Luft geschaffen, verpesteten die Menschen die ganze Atmosphäre. Hatte er sich gedacht, dass alle über genügend Nahrung und Wasser verfügen sollten, gründeten die Menschen Unternehmen, die beides ungleichmäßig so über „Märkte“ verteilten, dass viele fast gar nichts davon mitbekamen, andere aber stinkreich damit wurden, und sich von den Gütern immer mehr unter den Nagel reißen konnten. Am meisten ärgerte er sich darüber, dass die Menschen miteinander kämpften und Kriege führten, und alles kaputt machten, was sie und ihre Vorfahren zuvor errichtet hatten. Dabei gingen die Reichen zumeist heil hervor, oft noch reicher als zuvor, während die Armen die Leiden der Kriege zu ertragen hatten. Und Vereinigungen, die behaupteten, seine Fanclubs zu sein, malten sich jede ein eigenes Bild von ihm, zündelten mit Pyrotechnik und erzählten einen Schmutz über ihn, dass es ihn schüttelte. Nein, das alles war nicht nach seinem Willen. So begann er darüber nachzudenken, wie er dem ein Ende machen könne. Eine Wende war notwendig. Sein erster Gedanke war, aus dieser Welt wieder ein Nichts zu machen. Aber der Aufwand für Rückbau, Abriss und Entsorgung erwies sich

als unermesslich hoch. Auch weigerten sich die Mitarbeiter und forderten immer noch mehr desselben. Innovation und Fortschritt nannten sie es und träumten von Robotern und allerlei sonstigem Zeug. Auch wollten sie auf andere Planeten fliegen, dass es dem Schöpfer graute. Allerdings fand er an den Tieren und Pflanzen auf der Erde noch immer einen großen Gefallen. Das Herz ging ihm jedes Mal auf, wenn die Blumen erblühten oder die Tiere umher tollten und herumsprangen. Das mochte er dann doch nicht missen. Als er eines Abends grübelnd eingeschlafen war, wachte er am Morgen auf und ihm war klar: „Die Menschen sind das Problem! Es wäre das Beste, wenn die Menschen möglichst schnell von der Erde verschwänden.“

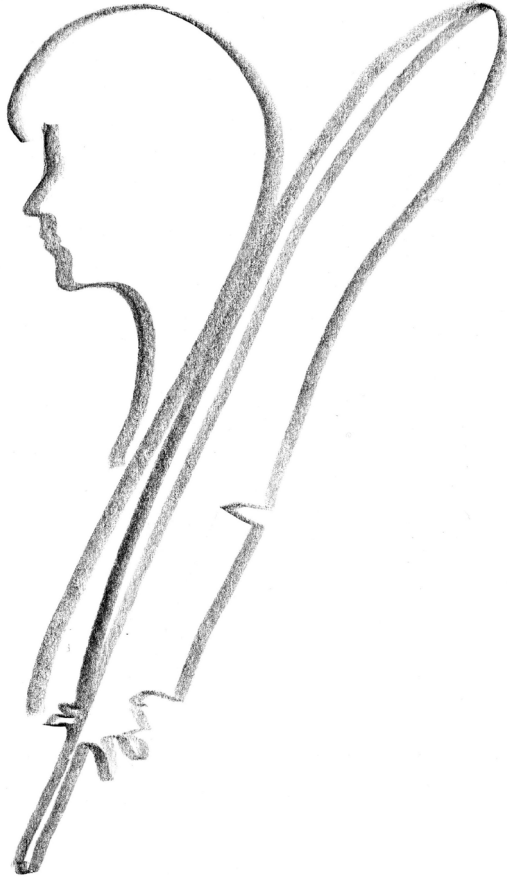
Sofort bildete er einen Krisenstab aus ehemaligen Päpsten, Präsidenten, Bossen aus Banken, Industrie, Wohlfahrtsverbänden und Gewerkschaftlern. Tagelang bemühten sie sich um eine Lösung und diskutierten bis tief in die Nächte. Sie schrieben ein ums andere Protokoll und Programm, aber sie blieben ratlos wie die deutsche Bundesregierung in kniffligen Fragen, zumal auch jeder irgendwelche seiner eigenen Felle davon schwimmen sah.

Eines Mittags saß der Schöpfer mehr zufällig in der Kantine an einem Tisch mit Personen, die im irdischen Leben wenig Glück gehabt hatten, und Hunger und Obdachlosigkeit hatten ertragen müssen. Der Schöpfer klagte über die Menschen und deren unsinnige Zerstörung der Erde sowie über die Ratlosigkeit seines Beraterstabes. Als er geendet hatte, trat ein längerer Moment der Stille ein. In diese hinein fielen die Worte eines verhungerten Afrikaners: „Ich würde gar nichts tun, sondern die Sache laufen lassen. Die Menschen erledigen das von allein, und bald haben sie es auch geschafft.“

Der Schöpfer guckte verdutzt. Nach einer so langen Schöpferei nichts tun? Und wie sollte er das kommunizieren? Seine Mitarbeiter waren doch heiß darauf, immer neue Innovationen und Projekte zu entwickeln und neue Produkte zu schaffen. Dann – nach einer nachdenklichen Weile – nickte er bedächtig mit dem Kopf, schaute in die Runde und dankte allen. Er erhob sich von seinem Stuhl und ging bedächtig Schritt für Schritt – nachdenklich, als gehe er bei jedem physischen Schritt auch einen in der Schöpfungsgeschichte zurück – in sein Arbeitszimmer.

Dort wies er seinen Generalsekretär an, den Beraterstab aufzulösen. Es solle alles in der Welt so weitergehen wie bisher. Die erstaunten Fragen seines Sekretärs beantwortete er nur mit einer wegwerfenden Handbewegung, und der Sekretär wusste, jetzt zu fragen wäre nicht angebracht. Der Schöpfer aber setzte sich in seinen Ohrensessel und schlief ein.

Als er später – die Erde hatte sich millionenfach um die eigene Achse gedreht – wieder aufwachte, erblickte er an jener Stelle, an der er früher immer die geschundene Erde gesehen hatte, eine in Blau und Grün schwelgende Kugel. „Sie haben es geschafft“, dachte er und lächelte doch wehmütig. „So hatte ich mir die Erde immer vorgestellt.“ Und dann nickte er zufrieden wieder ein.





Die Finsternis bleibt draußen, ist durchnässt bis auf die Knochen und winselt uns ein Klagelied, dass sich die Bäume im Wind schon biegen und Plastiktüten kreischend über Straßen fegen. Ich habe Angst vor dem Sturm und kann den November nicht leiden.

Als du den Rhythmus deiner Melodie änderst, zieht es mich wieder zu dir zurück, in deinen und meinen Augenblick. Deine Anziehung ist größer als die Schwerkraft. Zum Glück. Ich kralle mich heftiger an dir fest, um nicht wieder verloren zu gehen. An meinem Ohr streicht dein Atem immer schneller vorbei, spielt sein Solostück dem Höhepunkt entgegen.

Ich höre ihm jetzt aufmerksam zu und vergesse die Regenwindnovembernacht dabei; das ist gut. Und solange unsere Körper miteinander verbunden sind, kann ich nicht im Erdinneren verschwinden; das ist noch besser.

Der Schlüssel findet das Schloss zielsicher. Im Dunkeln. Ich bin beeindruckt. Leises Quietschen, Türe auf, Schuhe aus und nasse Socken. Die streife ich mir von den Füßen, lasse sie einfach liegen und meine nackte Haut spürt Teppichboden in der Dunkelheit. Die knipst du dann plötzlich aus und zündest eine Kerze an. Warm flackernd, Untote vertreibend.

*Komm her*, hauchst du mir zu, nimmst mir deine tropfende Jacke von den Schultern.

*Danke*, hauche ich zurück und husche mit den Augen hilfesuchend über dein Gesicht. Dein Blick ist überall, bloß nicht bei mir. Er wandert meinen Körper hinauf, tastend wie ein Blinder und macht Halt auf Höhe meines Kinns.

Etwas bricht in mir, wenn du mich nicht ansiehst. *Wieso ist bei mir eigentlich niemand zuhause?*, fragt es so leise, dass du es nicht hören kannst und in meinem Gesichtsausdruck lesen

magst du ja nicht. Die Stille zwischen uns schluckt meine Worte, aber als du deinen klatschnassen Pullover über den Kopf ziehst, bin ich sowieso abgelenkt. Zwei Schichten Stoff liegen noch darunter, dann stehst du da mit nacktem Oberkörper und ich starre deine Brust an, muskulös und breit. Breit genug, um meinen müden Kopf darauf zu betten. Unwillkürlich überwinde ich den einen Schritt Distanz zwischen uns, stoße die geschluckte Frage zur Seite dabei und drücke dir forsch meine Lippen auf den Mund. Und die Welt steht still. Endlich.

In der Menge fühle ich mich einigermaßen aufgehoben. Sie wogt mich in ihrer Mitte und lässt mich nicht fallen, obwohl der Boden schwankt. Mein Gehirn produziert fleißig seine spiralförmigen Gedanken, die schillern in allen Farben. Ich könnte sie hier an der Decke aufhängen und hätte noch genug Dekoration für zehn andere Clubs in der Stadt übrig. Du solltest schon da sein. *Das ist doch verrückt*, wütet eine ungehaltene Stimme in mir. Sie zieht mir schnaubend den Gehörschutz aus den Ohren und macht Technogehämmer den Weg frei. *Rein da! Rein da!* brüllt die Stimme und öffnet alle Zugänge, entfernt jeden Grenzwächter. Der Bass stürmt herein mit einem Gebrüll, dass die Lautstärke meine Gedanken tatsächlich kurz umhaut. Im Inneren meines Kopfes breitet er sich aus und legt sie alle um. *Wo bist du eigentlich?* Verdammt! Ich bücke mich verzweifelt vornüber, halte den dröhnenden Kopf. Es scheint ein Wunder, dass mein dünner Hals diesen Brummschädel voller Müll überhaupt noch tragen kann. Die Gravitation fasst mich am Arm und zieht an mir. *NEIN*, kreischt die Stimme los und blickt panisch um sich. Menschen zappeln beschwingt, sind mit sich selber beschäftigt

und du bist noch nicht da. Keiner sieht, dass ich gerade dabei bin, vom Erdboden verschluckt zu werden. *Hilfe!*, wimmert sie zu den Leuten hin, wendet sich an den Bass und versucht sogar auf meinem rasenden Herzen zu fliehen. Da tippst du mir endlich von hinten an die Schulter. Vollbremsung. Das Herz bleibt stehen und er taucht wieder auf, mein Krieger. Seine fallende Klinge zerreißt die Luft und meine Sehnsucht nach dem Erdkern.

WILLSDUWASTRINKEN?, schiebt sich deine Stimme gerade so durch die Klangwand elektronischer Musik zu mir herüber. Du kaufst mir etwas Hochprozentiges, wir stoßen an und verbrennen bassgelocherte Gedanken. Schwindelig ist mir schnell davon und das ist eine gute Ausrede, deine warme Hand zu packen und nicht mehr loszulassen. Ich halte kurz inne. Spre beide Füße. In meinen Schuhen. Sie stehen auf einem klebrigen Boden, mit Zigarettenstummeln und Strohhalmen und Flyern übersät. Ich bin also noch da. Aufatmen.

Füße wandern emsig durch Straßen und suchen etwas. Es nieselt schon den ganzen Tag, aber für den Monat ist es viel zu warm; eine Jacke brauche ich nicht, habe ich gedacht. Zuerst spüre ich die feinen Tröpfchen auch gar nicht und es dauert lange, bis sie eine feuchte Decke auf meinen Pulli gestrickt haben; die dann noch lnger braucht, bis sie sich schließlich kalt nass auf meine Schultern legt. Ein grauer November legt das Tuch der Dunkelheit schon um fünf Uhr abends über unseren Vogelkfig Erdball. Die Stadt verschwindet darunter wie ein wuselnder Ameisenhaufen, der nur schwerlich zur Ruhe kommt. Mit Schirmen bepackt, hasten Menschen durch gefllte Einkaufstraen, tragen volle Taschen und

Lichterketten ziehen sich von Haus zu Haus wie Spinnweben. Mein Körper nimmt erschöpft Platz auf einer Bank mitten in der Stadt und beobachtet vorbeiströmende Menschen. Nasses Pflaster unter meinen leichten Stoffschuhen. Ich zähle Stunden, rechne sie in Minuten um und danach in Sekunden und beginne zu zählen.

Mein Brustkorb hebt sich in den Augenblick hinein und dehnt sich lange in die Zeit. Wo du wohl gerade bist? An der Uni? Schon mit Freunden unterwegs? Wusstest du, dass die Gedanken nur aus irgendeinem Teil des Gehirns entspringen? Sie bequatschen mich fortwährend laut und leise, eine niemals versiegende Quelle unendlichen Geredes. Und doch – tummeln sie sich nur da oben irgendwo in diesem walnussförmigen Wurstsalat meines Gehirns. Irgendwo darin gibt es eine Bühne. Da sammeln sich Informationen, da werden Szenarien durchgespielt; die Zukunft erprobt und die Vergangenheit aus anderen Perspektiven betrachtet. All das ist pure Imagination und die ist Wirklichkeit. Denn dass mein Gehirn da oben am laufenden Band bewegte Bildergeschichten erzählt, ist meine bittere Realität. Mein Film, im Moment sagt der mir, dass du ganz schön weit weg bist. Der Schmerz sitzt tief in meiner Brust, ein sich ausbreitender Schwelbrand. Und dass du doch jede Sekunde näher zu mir rückst, das sagt er nicht nur, das verspricht er mir verschwörerisch flüsternd. Die Euphorie ist ein Ritter auf weißem Pferd, der galoppiert durch den Seelenbrand einfach hindurch.

Stille. Tiefer, länger, weiter. Verbundenheit ist grenzenlos. Augen auf.

Das Bewusstsein kehrt zurück und die Geschichte beginnt.

Eine Mechanik springt an, Rädchen drehen sich.  
Die Uhrzeit wird gescannt, die Temperatur, die Umgebung,  
Geräusche, Bewegungen, gestern und vorgestern und alles,  
was mein Dasein auszumachen scheint; die Relevanz für das  
Nachher wird abgeklärt und die Befindlichkeiten des  
Moments.

Und jetzt ganz plötzlich – bin ich alleine. Ein verlorenes  
Seelenbruchstück, aus dem Schoß der Welt gerissen und in  
eine fleischliche Hülle gesteckt. Ob wir nicht alle eins sind,  
frage ich mich. Ob wir nicht alle nur Teile eines einzigen  
Wesens sind.

Mein Körper weilt unter einer Decke, nur der Kopf guckt so  
heraus und er friert. Er friert ganz arg. Das Herz schlägt  
schwer, der Raum ist leer. Niemand wohnt da. Nur dieser  
Körper. Ich schäle ihn aus dem Bett und schleppe ihn in eine  
Wanne, da dusche ich ihn heiß ab.

Oh, wir sehen uns heute, weiß plötzlich jemand zu berichten.  
Ein Hüpfen im Brustkorb. Dass wir uns heute Abend im Club  
sehen werden, das ist groß wie ein Kran. Dass wir uns heute  
Abend sehen, ist ein Gedankengerüst um das Verletzte in  
meinem Körper. Das ist nicht nur ein Absperrband, das sind  
schützende Metallzäune, um meine Baustelle herum  
aufgestellt.

Stille. Tiefer, länger, weiter. Verbundenheit ist grenzenlos.  
Augen auf.

Die Geschichte beginnt. Mein Körper liegt in deinem Arm.  
Du schlägst die Augen auf, blickst in meine direkt hinein und  
ich kann mich sehen.

Die Wellen deiner Anwesenheit schwappen mir ins Herz  
hinein.

Du stehst auf, verschwindest in einer Wanne, wäschst deinen warmen Körper ab und gehst zur Arbeit. Ich liege in deinem Bett, mein Körper kühlt aus. Wann wir uns wiedersehen, das wusstest du noch nicht. Ohne deinen Kontext besitzt mein Gehirn nichts mehr, woran es sich noch krallen kann.

Ich bin jetzt wütend auf dich. Weil du einfach kommst, wann du willst, und gehst, wann du willst und zwischendrin einfach so Sex mit mir hast. Mein Gehirn schiebt Darsteller auf seiner Bühne herum. Da bist du, da bin ich, ich mache dir Vorwürfe, weil du nicht so richtig mit mir zusammen sein magst und dass du mich benutzt und dass ich Sicherheit brauche.

Und ich frage mich, ob ich jemals verstehen werde, dass du nicht das Problem bist.

Ob jemand außerhalb meines Verstandes jemals lernen kann, dass du gar nicht fähig bist, mir Schmerzen zuzufügen, weil alles von mir, aus mir und zu mir kommt.

Wenn ich es nur schaffen würde, die Bühne für einen winzig kleinen Moment mal leerstehen zu lassen.

Ich schäle mich aus dem Bett und meine Füße stehen auf deinem Teppichboden. Oh, ich bin ja noch da. Auf der Erdkruste oben drauf. Obwohl du nicht mehr da bist und ich auch nicht weiß, ob ich dich jemals wiedersehen werde.

Meinem Verstand fällt es so schwer, sich etwas vorzustellen, dass außerhalb seiner Reichweite liegt – außerhalb von Gedanken.

Und meine Gedanken möchten jetzt gerne losrennen und sich einen neuen Kran suchen mit breiter Brust, der Bauzäune für mich aufstellt, es schafft, meinen Ritter auf dem Pferd wieder hervorzulocken, der mir Alkohol schenkt und Kerzen anzündet,

um damit Gedanken zu verbrennen und vor allem: dessen Anziehung größer ist als die der Schwerkraft.

Jemand fragt: Und dann? Machst du das dein ganzes Leben lang?

Aber. Heute nicht.

Da muss doch noch jemand hinter meinen Gedanken wohnen. Gedanken schreien und wehren sich. Lauf weg, wollen sie von mir.

Aber. Nein. Komm jetzt her. Komm in meine Arme, Schmerz.

Mein Brustkorb hebt sich in den Augenblick hinein und dehnt sich lange in die Zeit.

Dann lasse ich los. Und falle zehntausend Meter tief. Dem Erdkern entgegen.

Oh. Hallo.

... wer bist denn du?

Leonard Schneider Strehl

Asche und Schaum

---

Wir wagen es, Worte noch harmlos zu nennen,  
Das schleichende Übel bewusst zu verkennen,  
Dem eine beflissene Zunge genügt,  
Sich mündlich zu mehren, ob lauthals, ob leise,  
Der Aasgeier zieht immer engere Kreise  
Um Äcker und Gräber, mit Worten gepflügt.

Wir reden von Leichen und schweigen von Zeichen,  
Bis weitere Zeilen dem Zeitlichen weichen.  
Bekümmernis lügt, denn wir kümmern uns kaum.  
Gefährlich sind Worte, die landen und schwinden.  
Und alles, was unsere Münder entbinden,  
Ist Asche und Schaum.

Es zündet, wo Menschen am Leben verbittern,  
In Kneipengesellschaft Bestätigung wittern,  
Versunken im Fusel, geborgen im Rauch.



Im Ofen verglühen erlahmende Kohlen,  
Am Tresen entbrennen infame Parolen,  
Gedanken sind sprachlos, es redet der Bauch.

Selbst Menschen mit Zeit sind befugt, nicht zu denken,  
Sofern sie den Zungenschlag sachgemäß lenken,  
So stimmen sie ein, bloß im anderen Raum.  
Kurz blühen sie auf, Worte welken, verwesen.  
Und alles, was bleibt am verlassenem Tresen,  
Ist Asche und Schaum.

Doch wenn sie der sich'eren Versenkung entsteigen,  
Um öffentlich Flagge des Hasses zu zeigen,  
Wird erst auf den Wind in den Fahnen geblickt.  
Das Ziel ihres Zornes verschanzt sich im Schatten  
Der Worte, bis deren Fassaden ermatten  
Und wutentbrannt fallen, der Blinde erschrickt.

Schon stehen der Schuldlosen Häuser in Flammen.  
Wir rücken um Wortlängen näher zusammen  
Und löschen des Mantels erglimmenden Saum.

Doch Feuer versäumt weder Häute noch Gräten.  
Und alles, was letztlich die Flammen verschmähten,  
Ist Asche und Schaum.

Auf blutigen Trümmern ein Mahnmal zu bauen,  
Zunächst auf die Träger der Fahnen zu schauen,  
Wird plötzlich zum humanitären Programm.  
Wir treten den hässlichen Flaggen entgegen,  
Vergessen nur, unseren Hass abzulegen  
Und fallen nicht weit vom entzündeten Stamm.

Die Welt voller Worte, zu feindlich zum Landen:  
Auf brennendem Boden, auf Wellen, die branden.  
Sie halten den Brand, er die Brandung im Zaum.  
Der Regen fällt aus und der Aasgeier schmachtet.  
Und alles, was fortlebt, von oben betrachtet,  
Ist Asche und Schaum.

Bruno Arich-Gerz

Tod über Schall

---

Die Alte erstarrte, als das Heulen über den stahlblauen Dezemberhimmel kam.

„Die Küstenwache“, hörten wir sie sagen. „Zweimal die Woche von Wangerooge nach Büsum“. Lauernd schob sie die Ärmel ihrer Strickjacke herunter. „Immer die Radartürme lang. Daran müssen Sie sich bei uns auf Neuwerk gewöhnen“.

Cäcilia zuckte zusammen, als der Düsenjäger draußen über der Nordsee die Schallmauer durchbrach.

„Wenn’s nur das ist“, sagte sie tapfer. „Leiten Sie alles in die Wege, Frau von Bleichröder. Wenn Sie ins Erdgeschoss ziehen, würden wir die Wohnung gerne nehmen“.

Die beiden Literaturpreise, die man Cäcilia in diesem Jahr verliehen hatte, machten sie entschlossfreudig. Mit Anfang Fünfzig wollte sie ihrem Leben einen neuen Ort geben. Einen, an dem sie von Oktober bis April ungestört schreiben konnte.

Auch mir gefiel die Insel. Als Akustikingenieur musste ich zweimal im Monat zu Airbus nach Finkenwerder, der Rest war Hallraumsimulation am Rechner daheim. Also warum nicht?

Gedankenverloren nickte die Alte. Ihre Fäuste hielten die Ärmel festgeklammert wie ein frierendes Kind. Sie hing dem Heulen nach, das einer absoluten Stille Platz gemacht hatte.

„Siebzig Jahre sind es diese Weihnachten“, sagte sie auf einmal. „Das Raketenmädchen ...“

Wir sahen uns an, ich runzelte die Stirn und Cäcilia fragte nach. Siebzig Jahre, Raketenmädchen? Die Alte stand auf. Aus einer Schublade zog sie einen Kopfhörer, viel zu klein für einen Erwachsenenschädel, mit zwei schwarzen Kabeln an den

münzgroßen Ohrmuscheln.

„Sie sind doch Historikerin“. Ihr Blick flackerte plötzlich.

„Jemand muss die Geschichte aufzeichnen und weitermachen, wenn ich nicht mehr bin“.

Ich bin Schriftstellerin, wollte Cäcilia sie korrigieren. Doch Dora von Bleichröder tauchte ab, erzählte vom Krieg und der Zeit danach. Den promovierten Elektrotechniker Ernst von Bleichröder hatten die Alliierten im ersten Nachkriegsherbst auf Neuwerk einquartiert. Im alten Leuchtturm, komplett mit einer Funkanlage und den Gerätschaften für den Leitstrahl. Und mit ihr, seinem Mädchen, das ihn überall hin verfolgte.

„Sie meinen, das ihm überall hin folgte?“

„Das auch“. Dora von Bleichröder sah mir fest in die Augen.

Am 1. Oktober 1945, erzählte sie, begann die Operation Backfire. In einem Waldstück zwischen Sahlenburg und Arensch in der Nähe von Cuxhaven machten sich die Briten an den Abschuss dreier erbeuteter V2-Raketen. Erbeutet, das hieß, sie hatten sich Rumpf, Tanks, Brennkammern, Kreiselkompassse und die Elektronik von Hitlers Vergeltungswaffe in den Produktionsanlagen der Mittelwerke in Thüringen besorgt. Sie hatten Amerikaner und die Rote Armee um Einzelteile gebeten, die ihnen noch fehlten, und sandeten die Raketenspitzen aus. Sie trieben eine noch funktionsfähige Fabrik für Flüssigsauerstoff auf. Und sie nahmen kriegsgefangene Ingenieure für die drei Versuchsschüsse in Dienst: *booty Germans*, „Beutedeutsche“, wie von Bleichröder, der nun in der Kuppel des Leuchtturms seinen Posten bezog. Vergeblich, die Überschallrakete zündete nicht. Am 2. Oktober der nächste Versuch, Dora schlich sich heimlich auf den Turm und bekam mit, wie die V2 dieses Mal anhob, rasch an Höhe gewann und in den Leitstrahlbereich

der Insel gelangte, von wo sie ins Zielgebiet westlich von Dänemark gelotst wurde. Zwei Tage später stand die fehlgezündete Rakete erneut auf der Startplattform. Auch ihr Heulen kam mit der typischen Verspätung über den Himmel. Am heftigsten war es über Neuwerk, als sie die Insel bereits passiert hatte. Auf einmal setzte Brennschluss ein, der Raketenofen brüllte nicht mehr, der Feuerschweif erlosch. Das Projektil stürzte nach ein paar Kilometern vorzeitig ins Meer. Dora sah den Absturz nicht, ihr blieb stattdessen der unheimliche Augenblick haften, in dem sie den ohrenbetäubenden Lärm des Raketentriebwerks über sich hörte, das sich in Wirklichkeit bereits hinter der Nordbake befand – und längst schwieg.

Dr. von Bleichröder weigerte sich, nach der Operation Backfire die Insel zu verlassen. Die Briten ließen ihn gewähren und er nahm auf einem der Höfe am Nordwestrand des Inselkerns Wohnung. Dora kam mit, später erwarb er das Anwesen und ließ es vom Inselmaler Brodkorb verewigen.

„Da vorne hängt das Aquarell.“ Ein Bild des Hauses mit einem uniformierten Mann im Vordergrund, den Kragen hochgeschlagen und mit einem Funkkopfhörer über dem feldgrauen Käppi.

„Was genau geschah an Weihnachten vor siebzig Jahren?“ Die Romanautorin in Cäcilia wurde ungeduldig.

„Er wollte den Christbaum schmücken und schickte mich vor die Tür in die Kälte. Ich lief über den Deich ins Vorland. An der Ostbake hatte die Flut sie angeschwemmt. Schwächtigt, vielleicht so alt wie ich. Blass, aber nicht aufgedunsen. In Fetzen von Glaswolle war sie gehüllt, zuerst dachte ich, es sei Gischt. Ansonsten nackt, nur das Kehlkopfmikrofon trug sie um den Hals. Wir bestatteten sie auf dem Friedhof der

Namenlosen neben dem Leuchtturm“.

„Kehlkopfmikrofon?“

Die Alte tippte auf den Bügel des Geräts vor sich. „Das Ding hier. Abfragegarnitur L 38114, von der Wehrmacht“.

„Also kein Kopfhörer?“

„Im Gegenteil. Das Mädchen hat keine Befehle empfangen, sondern die Abnehmer an die Seiten ihres Kehlkopfs geklemmt und Daten übertragen. Wahrscheinlich Beobachtungen über Flugstabilität und Kurstreue der Rakete. Und über sich selbst, natürlich. Wie ihr kleiner Körper auf die Beschleunigung und Überschallgeschwindigkeit reagiert, wie auf die Kälte in fünfzehn Kilometern Höhe. Solche Dinge“.

„Das Mädchen saß *in* der Rakete?“

„In der Spitze bei den Ortungsgeräten, mit dem Kreisel und dem vorderen Treibstofftank direkt unter den Füßen. Und mit einer kleinen Luke aus transparentem Kunststoff neben sich, damit Tageslicht ... was schauen Sie mich so an?“

Dora von Bleichröders Räuberpistole ließ uns abwechselnd an ihrem Verstand zweifeln und über ihre präzisen Kenntnisse in Raketentechnik und Funkelektronik staunen.

Das Eigengewicht des Mädchens, holte sie aus, entsprach der Differenz zwischen dem Amatol-Gemisch und dem mit Gips gestreckten Sand, mit dem der Sprengstoff im Kopf der Raketen bei der Operation Backfire ersetzt wurde. Der Funkapparat zur Übermittlung ihrer Beobachtungen war direkt neben ihr installiert. Die Glaswolle an ihrer Leiche stammte aus der Isolierschicht der Rakete. Und bestimmt wird man ihr zugesichert haben, dass am Ende der Parabel, die ihre Rakete beschrieb, eine Bergungsmannschaft wartete, um sie und das Geschoss aus der Nordsee zu bergen.

„Wer lässt sich denn auf sowas ein“, raunte Cäcilia mir zu.

Dora von Bleichröder hatte die Frage mitbekommen.

„Wissen wir, ob es freiwillig war?“, sagte sie.

„Hast du dir mal ihren Unterarm angeschaut?“

Cäcilias Frage war ein taschentuchweißes Frostwölkchen.

Krachend splitterten die Eishauben auf den Pfützen unter unseren Stiefeln. Das Watt war menschenleer, nur wir beide wanderten den Prickenweg entlang aufs Festland zu.

„Warum?“, fragte ich zurück.

„Wegen der Nummer“. Sie blieb stehen und sah mich an.

„Eine Nummer auf dem Unterarm? Du willst damit sagen ...?“

„202502. Nur in Auschwitz hat man den Häftlingen ihre Lagernummer ins Fleisch tätowiert“.

„Dora von Bleichröder ist Jüdin?“

„Oder eine Roma. Jedenfalls kaum die Tochter eines arischen Raketeningenieurs“. Sie wandte sich ab und stapfte weiter.

„Das stimmt alles hinten und vorne nicht“.

Die Tage bis zum Fest verbrachte Cäcilia mit Recherchen. Weder für die Entdeckung einer Mädchenleiche vor siebzig Jahren noch für ihre Bestattung auf Neuwerk fand sie einen Hinweis. Auch Doras Familienname war nirgends verzeichnet, weder in den Archiven der Hansestadt Hamburg noch in den zahlreichen Chroniken. Dafür gab es eine Familiendynastie um den jüdischen Bankier Gerson von Bleichröder und seine Nachfahren. Entstammte Dora dieser Linie? Oder war es doch die von Dr. Dipl.-Ing. Ernst von Bleichröder? Denn den hatte es auch gegeben, oder gab ihn noch: im Namen vereint mit der vermeintlich rassistisch Minderwertigen, als hätte ein ironisch gestimmter Schicksalsgott seine Finger im Spiel gehabt. Ich schlug vor, den Haushistoriker bei Airbus anzumailen:

einen Franzosen, den ich gut kannte und dessen Aufgabe es war, Verstrickungen der europäischen Konsortialpartner in krumme Machenschaften aus der Vergangenheit aufzuspüren. „Mach das“, seufzte Cäcilia. „Vielleicht ist er schneller“. Schneller, meinte sie, als die KZ-Gedenkstätte in Nordhausen. In den Südharz war die blutjunge Deportierte mit der Häftlingsnummer 202502 mit einem Evakuierungstransport gelangt, den die Auschwitz-SS im Januar 1945 aus dem Boden gestampft hatte, um die Häftlinge nicht in die Hände der vorrückenden sowjetischen Truppen fallen zu lassen. Nun verlor sich ihre Spur dort, weil niemand ans Telefon ging. Tagelang tat sich nichts. Das heißt, fast nichts. Dora von Bleichröder schickte uns den Mietvertrag zum 1. Februar, verbunden mit erwartungsfrohen Grüßen. Wir sandten ihr den unterschriebenen Vertrag zurück auf die Insel. Erst Anfang Januar kam neuer Schwung in die Nachforschungen. Die KZ-Gedenkstätte öffnete nach der Weihnachtspause wieder ihre Telefonleitungen. Die Häftlingsnummer, sagte die Leiterin des Archivs, finde sich tatsächlich in den Lagerlisten und gehöre auch zu einer Dora von Bleichröder. Allerdings handele es sich um einen wenig verlässlichen Eintrag. In der Auflösungsphase des Lagerkomplexes Mittelbau sei nicht nur die Produktion der Raketen im unterirdischen Mittelwerk durch den fortwährenden Zuzug neuer Häftlinge aus anderen KZs so gut wie zum Erliegen gekommen. Auch die Lagerverwaltung führte die Listen mit Neuzugängen nur noch schlampig. Die Häftlingsnummer 202502 sei in Auschwitz nie vergeben worden und damit entgegen der üblichen Praxis, dass Häftlinge ihre Nummern auch bei Lagerwechseln behalten, erst in Nordhausen an die dreizehnjährige Dora von



Bleichröder vergeben worden. So legte jedenfalls die eine Expertengruppe den Eintrag in die Liste aus.

„Die eine Expertengruppe, aha. Und die andere?“

„Die hält den Eintrag für rundweg gefälscht. Nur in Auschwitz wurde tätowiert, und nur an männliche Juden wurden sechsstelligen Nummern vergeben. Bis zur 202499“.

„Aber die KZ-Gefangene Dora von Bleicheröder gab es? Was wurde aus ihr?“

„Über ihr weiteres Schicksal ist uns nichts bekannt. Ob sie auf einen der Todesmärsche geschickt wurde und Oranienburg oder Bergen-Belsen lebend erreicht hat, wissen wir nicht“.

Die Gedenkstätten dort wussten es auch nicht. In ihren Listen tauchten weder der Name noch die Häftlingsnummer auf.

Dann traf Babilic-Icys Dossier über Ernst von Bleichröder ein. Von wegen, einer von vielen im Schatten des Naziraketenbaumeisters Wernher von Braun! Von Bleichröder leitete ab Oktober 1942 einen streng geheimen Forschungsstab mit dem Codenamen ‚Mondfrau‘. Es ging um die Bemanning einer V2 und darum, eine höhere Zieltreue zu erreichen als bei den Versuchsschüssen in Polen und an der Ostsee. Unabdingbar war dafür eine stabile funkelektronische Kommunikation von der Bodenkontrolle zu der Person im Inneren der Rakete, um mit deren Informationen die Kursvorgabe des Leitstrahls zu optimieren. Was hieß, dass diese Person geopfert wurde. Die japanischen Kamikaze hatten es im Pazifik gerade vorgemacht.

Projekt ‚Mondfrau‘ besaß eigene Versuchslabors, in denen KZ-Häftlinge in Zentrifugen geschunden wurden, in extremem Unterdruck den Orientierungssinn verloren und irreparable Schäden am Trommelfell erlitten. Nach einem Vierteljahr in

dieser Hölle baten die anderen Stabmitarbeiter um Versetzung, weil sie den Anblick der gequälten Männer und Frauen nicht mehr ertragen. Von Bleichröder machte alleine weiter. Im Frühjahr 1944 reiste er von Konzentrationslager zu Konzentrationslager, um junge und leichtgewichtige Häftlinge für eine Reihe von Startversuchen auszusuchen, die ihm von ganz oben in Aussicht gestellt wurden. Ob er fündig wurde und wo, blieb unklar. Auch über die Entwicklung oder gar den Bau einer bemannten V2 finden sich keine Unterlagen. Dennoch müssen seine Forschungen die Alliierten erreicht und beeindruckt haben. Babelle-Icy fand in einem Militärarchiv in New Mexico einen Hinweis darauf, dass die Briten ihn nach der Festnahme in einem Dorf in Ostfriesland und ausgiebigen Befragungen in dieselbe Kategorie einstuften wie die Topleute aus Peenemünde. Bei der Operation Backfire war er Teil des AVKO, dem aus Beutedeutschen bestehenden Versuchskommando, das die Abschüsse durchführte. In den Akten tauchte sein Klarname allerdings nicht auf, offiziell übernahmen zwei zivile Ingenieure den Bereich Steuerung und ein Unteroffizier Stephan die Steering Control. Dann, Mitte 1946, sank sein Stern. Ernst von Bleichröder gehörte zu denjenigen, die wie von Braun oder Arthur Rudolph im Zug der Operation Paperclip in die Vereinigten Staaten emigrieren wollten. Warum ihm die amerikanischen Behörden trotz seiner Kenntnisse die Einwanderung verwehrten, konnte Babelle-Icy auf die Schnelle nicht recherchieren.

„Weil sie Wind bekommen hatten von den Menschenversuchen?“

„Vermutlich. Vor allem klingt es anders als bei Dora. Die sagt, er wollte nach `45 gar nicht mehr weg von Neuwerk“.

„Wer war das tote Mädchen draußen an der Ostbake? Wurde das jemals herausgefunden?“

Gleich beim Einzug versuchte es Cäcilia. Ich schleppte die High End-Boxen und den Tuner in das alte Holztreppenhaus und versuchte mitzubekommen, wie Dora reagierte.

„Das hat hier keinen interessiert“, antwortete die. „Der Friedhof der Namenlosen heißt nicht ohne Grund so“.

„Auch Ihren Vater nicht?“

Schweigen.

„Immerhin waren es seine Funksignale“, ergänzte ich, „die die Bahn der Rakete bestimmt haben. Eine Unterbrechung der Signale löst Brennschluss aus. Vielleicht ist sie zu früh vom Himmel gefallen, weil der Leitstrahl aussetzte?“

Keine Reaktion. Ich packte mir das Rack und den Verstärker.

„Ihr Vater hat selbst nichts empfangen?“, hörte ich Cäcilia nachlegen. „Das Mädchen trug noch das Kehlkopfmikrofon, als Sie es fanden. Es gab ein Nazi-Geheimprojekt, ‚Mondfrau‘, da ging es um die Bemanning der V2, um Beobachtungen aus der Rakete an den Boden zu funken ...“

„Ich sehe, Sie haben sich informiert“. Dora klang spöttisch.

„Was ist aus Ihrem Vater geworden?“

„Ernst von Bleichröder steht vor seinem Richter“.

„Sie meinen, er ist verstorben und ...“

„Er steht vor seinem Richter, seit Jahren. Manche Prozesse enden nie. Ein Urteil wäre ein Schlusstrich“.

„Sagt wer? Sie?“

„Schauen Sie, ich kann verstehen, dass Sie neugierig sind.“

Schließlich war ich es, der Ihnen den Floh ins Ohr gesetzt hat.

Bedenken Sie nur eines. Wenn etwas dem Vergessen entrissen gehört, dann die Geschichte des Raketenmädchens“.

„Und?“, nach einer Pause.

„Und nicht die Ihrer Vermieterin!“

Was sie darauf hätte antworten sollen, fragte Cäcilia mich am Abend im *Anker*, wo wir zum Einstand eine Runde ausgaben.

„Ob es nicht sein könne, dass Dora und das Mädchen denselben Namen trügen. Oder sogar ein und dieselbe Person sind“.

„Soll ich ehrlich sein?“ Sie wich meinem Blick aus. „Ich hätte mich nicht getraut“.

„Dann fass den Mut beim nächsten Mal. Oder sprich sie an auf die Tätowierung. Frag sie, wie es in Nordhausen im KZ war. Ob Ernst von Bleichröder sie dort für seine Versuche ausgesucht und mitgenommen hat. Ob er dafür die Lagerlisten gefälscht hat. Oder sie selbst“.

Sie schwieg, wandte sich ab und entdeckte den Inselobmann.

„Wie sagt man heute“, meinte der, „Demenz? Als die Nordsee vor Jahren den alten Bleichröder geholt hat, ging es los“.

„Dr. Bleichröder ist ertrunken?“

„Von der Flut überrascht, freiwillig ins Meer gegangen, irgend sowas. Und nie mehr aufgetaucht, weder hier noch am Festland. Dora wurde als Alleinerbin eingesetzt“.

„Und läuft bis heute mit einer Nummer auf dem Arm herum“.  
Der Inselobmann zuckte mit den Schultern.

„Meine Mutter meinte immer, die Dora hätten der jüdische Jahwe, der liebe Gott und der blanke Hans gemeinsam auf die Insel geschickt. Damit keiner sagen konnte, Neuwerk hätte nicht gewusst, wie das eine mit dem anderen zusammenhing“.

Cäcilia blieb zögerlich. Statt einen zweiten Versuch bei Dora zu wagen, hörte ich sie in der Küche Umzugskartons ausräumen. Kopfschüttelnd schloss ich die Lautsprecherboxen an,

aktivierte den automatischen Sendersuchlauf und holte mir von Hand ein paar kleinere Stationen herein.

Plötzlich hörte ich ein Knarren, zaghaft und ohne Breite. Eine Interferenz. Störschall im geregelten Nutzfunk? Hier draußen? Ich stutzte und pendelte die Interferenz mit dem Sendersuchknopf ein. Vorsichtig schälte sich eine menschliche Stimme aus dem Äther, zerbrechlich und weit entfernt. Ich brauchte eine ruhige Hand, um sie so zu fixieren, dass sie mir nicht wieder vom Band rutschte.

Was sie sagte, konnte ich nicht verstehen. Noch nicht. Zu schwach war das Signal. Einzig das Timbre wurde deutlich, oder ich bildete mir ein, dass es deutlich wurde. In meiner Vorstellung gehörte die Stimme einer Priesterin bei der Predigt oder einer Staatsanwältin während des Plädoyers: eindeutig weiblich, dringlich, mahnend und anklagend. Ich setzte den Kopfhörer auf, schob die Klinke des Kabels in die Buchse und drehte am Lautstärkeregler. Das Rauschen schwoll an, ohne das Signal zu erdrücken. Bei 165 Dezibel verstand ich, worum es ging.

*... nicht mehr lange dauert, bis es endlich aufgeschrieben wird!  
Dokumentiert und festgehalten, welche Schuld du auf dich  
geladen hast mit der Rekrutierung in den KZs, mit ...*

Ohne Zweifel, es war Dora, ihre Stimme. Und nach dem zu urteilen, was sie sagte, sprach sie zu Ernst von Bleichröder, ihrem Vater. Gebannt ließ ich die Drehknöpfe los und trat einen Schritt zurück, um die Frequenz und das nun optimale Signal nicht zu verlieren.

Er steht vor seinem Richter. Ich erinnerte mich an ihre Worte vom Vortag. Sie macht ihm über Funk den Prozess! Einen Prozess ohne Ende, ohne abschließendes Urteil.

Wo war Ernst von Bleichröder, der Empfänger ihrer Worte?

Wo steckte er, und vor allem: lebte er doch noch?

*... ich bin nicht mehr allein. Ich habe jemanden gefunden, der sie aufsetzt. Wir werden nachholen, was aus den Totenbüchern und Archiven getilgt wurde. Was sagst du jetzt?*

...

Sie erzählte von Cäcilia. Wie ein zum Zuhören gezwungener Angeklagter blieb Ernst von Blechröder stumm.

*... hat es dir die Sprache verschlagen? Was ist, was denkst du? Was soll die Stille? Du kokettierst mit der Rakete, stimmt's? Die hört man genauso erst, denkst du und schaut mich an, wenn sie nicht mehr über einem ist ...*

Wenn sie nicht mehr über einem ist? Einen Moment lang war ich konfus. Und unachtsam.

*... oder stirbst du gerade? Verreckst auf deiner Anklagebank? Wie armselig, und das in meinem Haus. Glaub nicht, dass ich es nicht erfahre. Keine Stille dauert so lange ...*

Auf dem Dachboden hockte Ernst von Bleichröder, fuhr es mir durch den Kopf. Und kreperte!

Dieser verdammte Kurzschluss in meinem Kopf und der Sprung zur Tür und waren eins. In meinem Rücken flog der Stecker des Kopfhörers aus der Buchse.

*... DASS NICHT IRGENDWANN ...*

So laut, dass ich Cäcilias Kreischen nebenan nicht hörte. Die Lautsprecher erschütterten das Haus, hallten über die ganze Insel. Panisch stolperte ich zurück, der Kopfhörer auf meinem Kopf bewahrte mein Gehör vor Schlimmerem.

Anders Dora. Zumindest rekonstruierten wir es später so. *Dass nicht irgendwann*, ihre eigenen Worte, kehrten in infernalischer Lautstärke aus der Wohnung über ihr zurück. Und erschraken sie zu Tode.

Ob Dora noch zu Ende sprechen konnte, was sie mit *Keine Stille dauert so lange, dass nicht irgendwann ...* begonnen hatte? Cäcilia schaute mich fragend an.

„Kommt drauf an, wie lange sie bis zum Ende brauchte“.

„Wirst du jetzt zynisch?“

Ich schüttelte den Kopf und versuchte zu erklären, was ich meinte. Schall breitet sich in der Luft mit 343 Metern pro Sekunde aus. Zwischen den Lautsprecherboxen und ihrem Wohnzimmer, in dem wir sie leblos und mit umgeschalltem Kehlkopfmikrofon vor dem alten Funkapparat fanden, lagen zehn Meter. Also eine dreißigstel Sekunde. Zeit für einen Laut, mehr nicht. Dazu die Verzögerung zwischen ihrem Signal und dem Empfang in meiner Anlage, plus die Verarbeitung der Signale und Umsetzung in Töne: seien wir großzügig, eine halbe Sekunde. Macht zwei hastige Silben, höchstens drei.

„Keine Stille dauert so lange, dass nicht irgendwann *der Schall kommt*“, füllte Cäcilia das Ungehörte mit dem Errechneten auf.- Könnte stimmen, sagte ich. Oder dachte es nur.

Die Leiche von Ernst von Bleichröder wies keine Spuren von Fremdeinwirkung auf. Die Salzlufte, die durch die Ritzen des zugigen Dachs ins Innere drang, hatte sie verblüffend gut konserviert. Selbst die Gerichtsmedizinerin sah sich außer Stande, mit bloßem Auge einen Todeszeitpunkt zu bestimmen. Die Gesichtshaut zog sich straff von dem Mumiengrinsen der braunen Zähne über die Wangenknochen bis zu den Ohren, auf denen ein IBM Translator-Kopfhörer klemmte. Dora hatte ganze Arbeit geleistet und sich ein Original aus den Nürnberger Prozessen besorgt. Der Bügel des Kopfhörers spannte sich über ein feldgraues Käppi, wie auf Brodkorbs Aquarell.

Aue, Almut  
CUT\_CUT

---

## **1 fischelbe so steinern das sein**

das sein gugeluut rein zur hinteren tür. gugeluut listig zurück, ob nicht irgendwo kückt sein bewusstsein herfür. und jajaja! s'flort schon gemächtigt im windigschon. voll poesie bläht grip-pig im festteig das sein. die fischelbe, selten roch sie so steinern. brennstöcke cräcken schweifelnd und seufzernd oft und kalt aus. die flundern treibeln müffelnd wie verwesleichen im nass. zweizwanzig augen glottern hier himmelwärts. ich löcherbefrag dich: was soll das alles bedeutern? ach agrippina!

winternachscheinlich verströmt sichs eklig, im fischigen reichum erstarrt: unsere halsausschnittfrau, unser lieblich ärmellos, in allen haushälterungen gerecht, im spustalt winkt sie uns ihre versprecher. im dunkeln, aus dem nacktportal drinnen lugen spürbrüste oben heraus. weh! so vernarrt in aufschwellernde brüstlinge bekreuzigt der betrachter des weergrunds sich selbst. instellenbetört, in der hintersteiner-nen montagsbucht. wo mutters kopf immer lag: nickendes hündchen, oft und kalt in der elbe. der fußtrittversucher, blut am halsausschnittlieblich, kicklich und einzeln gesonnen im fahnrausch.

willstu gottessen etwa? willstu grottig und meer sein, er-frechender fußtrittversucher, fliehend in spuren von küssen?



## **2 brockenspeier im olmbruch**

warum nur um alles auf welt streicht das geschrei in der windböe? erschließt's uns einen gigelantischen überlebenskrafraum? rotzig voll trotz, also gut. nur ein funkelndes schärfen über dem gehweck.

die stadt. die stadt, unser lebensquartier im kopf und im bauch. im kopfpauschreck der übelsten art. die haufenwolken der großen berühmten. sie irren! rockweise flattern kurswechsel. melkmaschine plustert im wommerkleidchen, wehweint voll espenstaub. wer hockt sich? wer schlürft fort? schleftig tropft, schwer zwischen den beinigen nichtsahnend hängt und fault ein verfahren. das reden vom feuchtmaul, ewigheftig kommt's aus dem olmbruch.

grüngelb der mainstrom, von brockenspeiern umringt, auf spuren mehrgierend weh. weh dem bürgmeister hier! zurück ihr alle in totes denken, warmverstimmungen stufenweise zerborstet.

sieh! der einstieg ins starre, längst auf dem müll gefältelt. wrackweise her vom mainschlick nach sonstwo. ein grübchenlächeln, hochmögend. es ruft die porschale rolliger lügner. schönlöchrig offen und tretwuchernd hin in jegliches abseits. unserereins kommt sowassersprechlich in letzteres. ach.

## **3 heimatverlustig stillschrill im zeitensprint**

schnapsgläser voll filosofenvernunft. kantsche teebracke. schmeiß sie weg, die vernichtliche zunft! grundsam so grausam so aufgebrüschert von marilyn kindisch gebärend. ohio.

abgebrücht auch. schön alles. oder nicht? frisch auch. oder nicht? volle milch blubbert matt in seidlichem glanz. gestern und morgen. my ohio duftig my castle! eintauschen anderes fleisch, before sailing back to oklahoma. jimmy my fellow so echt, with your exquisite screen of a phallus. wozu sex, flüstert hauswand im tann, stripping off her gimmicks. er sieht, er weiß: heimatverlustig ist stillschrill, so eine wahnexplursion! einsperren aussperren, fliedertag sperren, schwülig in nachtkühlchen hin. heimat einsperren lüsterlich. wetter auch einsperren. bullert in offener ofenglut. gürksschnüling breitmacht, macht innentor weit. strömt durch flanellenalleen. pinkelt ein hund? mädchenlaich nistet im kopf, kleinliche maden, huh! marilyn? schnapsgläser bis oberhin fülligst und bracke. wer gehorchelt und wem? horchelnd ins welt so laut ins grippit so leis. gehorcheln die züge und wem? befehle befehlen so laut, hörstu? military and orders. bäck ins kampfbieten. florischgrübelnd ins trudeln und abwärts.

kurzflackern schnaps. neidischbegrünt häppy christmas. American sause in paris. sprachlos nuttengewispel geil auf, geil sehr. frühmorgelnd am montparnasse. leckenkondomisch fründelnd. nein. oder doch. fingerling saugt kotsprühend sperma, american dschi-eis flüssig in paris oder wars in irak? ramsch in faularsch seltsam mischt, mitnehmen läuternd bis an die front. hinter sich pissing und voll penetrabel voll penetrant: bush fuckin nothing, I wish his genitals unter soldiers' cracked bleeding feet. well, barack: can we jetzt?

#### **4 liebesschnitt gadlos im früfürchtesatz**

vermisstest du sexhändige körper wie sie dich gadlos gehüllt in und auf den verführer? nach fahndungsbetätschtem irrsinn

von leichnam zu chloroform gepachtet. vierjain erst jetzt der misstötete flüchtlingshameedi! hundetrauernde beigesetzung eilt und vergellt im ritschafterfriedhof. islamivernehmung zu hinweis auf fundmutter selbst war skrupellos öd. trauer in seiner festhalte am stoffüberzug. weh!

vooch, als ob nur die löffel schrappten. dazu beinah ging unter das scheideln der kinder. araber würfeln zeitlos mädchenfleisch in grünelnde mondkreide hin. wo aber gleich den halsausschnitt hängen, den liebesschnitt in doppelspaltlicher halsschlagader? allsogleich knirscht ein früfürchtesatz im schnittpunx herzliebster einbildunskraft und frühverweslicher gottddämmerung.

## **5 solarstromer wirschiglich eingespeist in systemdienlichkeiten**

zeitbatterien. könnten sie flattern zu wildesten stromcuttermarkten ab 10 000 kilosparwatt? deutsch ist sich allesausagen und nichts. stromlustlager kostet milliarden für dreckige kohlmeiler faustdick. solarstromer wirschiglich eingespeist in systemdienlichkeit für grindigste raumzeit. während unbeherrschbare bleizeiten abgedickt angedockt schwurgeln in zukunftslochern der entmutigsten art. wie denn? wie soll fürbringlich eine besatzerarmee im verkorksten landinnenraum jemals mutieren zu transzendenter materie, wie? unsere weltradikalen, ungehemmt hemmungslos schürfen sie freiraum von morgelnder trübe. keineswegs gründeln im hierundjetzt meerwassersteigende mulitiumzüge. bedrohlich kipfelt und gurgelt luftschnappend eine künstlerrevolte. Halleluja.

Für die CUT UP-Texte 1 - 5 wurden folgende Textmaterialien verwendet:

**1** Hugo Loetscher, Die Fliege und die Suppe / Elfriede Jelinek, Lust / Frankfurter Rundschau 26.11.05, Wirtschaftsteil / Spiegel-Interviews (Nr. 41/2005) mit Alice Schwarzer und Otto Schily / verschiedene eigene Texte

**2** William S. Burroughs: soft machine / Hadayatullah Hübsch: Stop Mond 18 / Barry Miles: the beat hotel / Burroughs, Gysin, Bailes, Corso: minutes to go / Burroughs, Gysin: the exterminator / Der Literaturlbote 52, Musikwörter: Berthold Dirnfeldner: Franz Schuberts Nacht der Donau / Der Literaturlbote 78, Von Glück, Unglück und der Dame mit dem Einhorn: Gert Loschütz: Schreiben - Orte / FR vom 26.11.2005, Stadtleben / Der Spiegel Nr. 41/2005: Wozu Sex? / Anne Weber: Gold im Mund / Martin Mosebach: Das Beben / Jan Wagner: Probebohrung im Himmel

**3** Theodor Fontane: Effi Briest / Friederike Mayröcker: Und ich schüttelte einen Liebling / Alban Nikolai Herbst: Meere / verschiedene jüngere eigene Texte

**4** Frankfurter Rundschau vom 20.11.2015 / Anna Seghers: Aufstand der Fischer von St. Barbara / Arno Schmidt: KAFF

**5** Frankfurter Rundschau vom 20.11.2015 / Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung / Klaus Traube: Müssen wir umschalten?

Norbert Autenrieth

Der O-Krieg

---

Das O konnte und wollte es nicht länger dulden. In seiner elementaren Existenz unter den Buchstaben negiert und unter der Mittelmäßigkeit seines Platzes leidend, hatten sich Ärger und Wut bei ihm zu einem Komplex entwickelt.

Niemand - so brodelte es in ihm - erkannte seine wahre Bedeutung, niemand erwies ihm die ihm zustehende Achtung. War es nicht schon äußerlich der perfekte aller Buchstaben - beinahe ein Kreis? Ein Kreis, bei dem End- und Anfangspunkt in der Unendlichkeit zusammenfallen, das christliche Omega, ein Symbol des ewigen Werden und Vergehens? Waren nicht schon seine perfekte Form, seine wohlbeleibte Harmonie, die Ausgewogenheit von Umfang und Fläche Faktoren, die es weit über alle anderen Buchstaben erhoben? Mit welcher Begründung beanspruchte das eckige, ungelenke A die erste Stelle in der Folge der Buchstaben? Es war geradezu peinlich, zwischen dem staksigen N und dem unentschiedenen P, einer Missgeburt aus gerader Linie und nachgeöffnem halben O, stehen zu müssen: zur Mittelmäßigkeit zwischen unbedeutenden Subjekten verdammt.

Und hatte es nicht unter den Vokalen die erste Stelle zu beanspruchen – über die klanglosen Konsonanten lohnte es sich nicht, überhaupt ein Wort zu verlieren. Gab das O nicht Wörtern wie Pharaon oder Tenno ihre herrschaftliche Berechtigung? Und hatte es nicht im Laufe der Jahrhunderte das Wirtschaftsleben geprägt von Giro bis zum Euro? War es nicht der geistige Katalysator in Begriffen wie Philosophie, Logik, Theologie, ja selbst Gott war ohne seine Mitwirkung

nicht zu denken. Ja, gäbe es nicht ein Ohr, wäre die menschliche Kommunikation unmöglich.

Solche Gedanken gingen dem O nicht mehr aus dem Kopf. Die Minderbeachtung seiner semantischen und phonetischen Bedeutung wurden ihm mehr und mehr zu einer Zwangsvorstellung, ließen es in manisch-depressive Zustände verfallen. Verstärkt wurde diese Obsession dadurch, dass das O auf mundartlich gebrauchte Wörter zu achten begann, die offensichtlich seiner unterdrückten Wichtigkeit eine eigene, wenn auch unbewusste, Wertschätzung entgegenstellten. Sprach man im Fränkischen nicht von „Mo“ statt „Mann“, sagte man nicht „do“ statt „da“, „ich kann“ statt ich „ich kann“? Noch offensichtlicher war dies im Niederbayerischen, man konnte es sogar auf politischer Bühne vielfach bemerken: Das A als Inlaut wurde beinahe in allen Wörtern durch das O ersetzt. Und so war es für das O beinahe eine Offenbarung, als es die Rede eines niederbayerischen Politikers zu Ohren bekam: „Natürlich dauern die Osylverfahren zu lange“, sagte dieser. „Nach drei Monaten müssten die Fölle entschieden sein. Das Personol beim Bundesomt für Migration reicht aber bei Weitem nicht aus, um dieses Ziel zu erreichen. Do wird an der folschen Stelle gesport.“

Und da das O über einen analytischen Verstand verfügte, blieb nur der einzige Schluss, dass es das A war, das unberechtigterweise eine Stellung besaß, die ihm nicht gehörte. So beschloss das O diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu setzen. Da es außerdem impulsiv veranlagt war, verfasste es, ohne sich durch Absprachen mit anderen Buchstaben abzusichern, eine Resolution. In dieser legte es unter Anfügung semantischer, etymologischer, sprachhistorischer und metaanalytischer Beweise dar, in

welcher Weise seine Bedeutung verkannt und seine Stellung durch das A missachtet wurde. Die Resolution gipfelte in folgenden Forderungen:

1. Das A hat sowohl als Anlaut als auch als Inlaut ohne Berechtigung Wörter besetzt. Diese willkürliche Okkupation muss rückgängig gemacht werden. Das O legt als Anlage eine Liste solcher Wörter vor und fordert, die entsprechenden As durch Os zu ersetzen.
2. Die Stellung des A an erster Stelle des Alphabets ist ebenso unbegründet wie falsch und stellt eine Diskriminierung des O dar, welche seine wahre Bedeutung negiert. Das A ist deshalb mit dem O zu vertauschen.

Mit dieser Resolution löste das O unter den Buchstaben einen Sturm der Entrüstung aus. Der VdvM, der „Verband der vereinigten Mitlaute“, von dem man allerdings jahrelang nichts mehr vernommen hatte, wurde wiederbelebt und lehnte die Forderungen des O in Bausch und Bogen ab. Er forderte das O unmissverständlich auf, von seinen, wie er schrieb „üblen, völlig unbegründeten, partikularistischen und imperialistischen Forderungen für alle Zeiten ausdrücklich Abstand zu nehmen“. Gleichzeitig rief er zur Einheit unter den Buchstaben auf und appellierte an die vokalistischen Großmächte E, I und U mit all ihren Möglichkeiten einzuschreiten. Dieses dringende Ansuchen war umso notwendiger, als sich die Vokale bisher mehr durch gegenseitige Sticheleien und eher durch Arroganz gegenüber den minderen mitlautenden Brüdern und Schwestern

hervorgetan hatten denn durch Solidarität oder ausgleichende Politik.

Und so war es nicht erstaunlich, dass die Reaktion der Vokale in der Tendenz zwar ablehnend, in der Konsequenz aber unentschieden und in der Diktion durchaus unterschiedlich ausfiel. Am schärfsten reagierte das puristische I, das für seine undiplomatische Art und Neigung zu starken Worten berühmt und berüchtigt war. Unter anderem hieß es in seiner Entgegnung – und dies lag nun wirklich unter der Gürtellinie: „Es stünde dem vollgefressenen O besser an, sich eher zu verschlanken, als sich weiter aufzublähen, da sonst die Gefahr besteht, dass es platzt und ganz verschwindet, was im Übrigen kein Unglück wäre.“ Das U antwortete etwas diplomatischer: „Mit Verwunderung habe ich den Unmut des O vernommen, sich auf unangemessene Wortumfangsberücksichtigung und ungerechte Unterdrückung berufend. Es ist mir unmöglich, die Unterstellungen des O zu unterstützen und rufe dieses unumwunden auf, die buchstäbliche Ruhe nicht unbedacht zu untergraben und alle Ursurpationsabsichten zu unterlassen.“ Das E wiederum reagierte gar nicht. Es stand auf Grund seiner Stellung als häufigst gebrauchter Buchstabe erhaben über den Ambitionen kleinkariierter Karriereristen. Interessanterweise reagierte das am meisten betroffene A, das für seine satirische Ader bekannt war, nur in folgender Kurzform: „Arrogant, albern, abstrus, abartig.“

Damit schien das Ansinnen des O aussichtslos. Dieses jedoch dachte nicht daran, sich zufrieden zu geben und beschloss, mit terroristischen Mitteln seiner Sache Nachdruck zu verleihen. Dazu bedurfte es aber Helfershelfern. Und so begann das O konspirative Gespräche mit Konsonanten auf bialphabetischer



Ebene zu führen und zwar mit solchen, die schon durch ihr Aussehen die Verwandtschaft zum O nicht verleugnen konnten, auch wenn sie vom O bisher nur geringschätzig betrachtet und ebenso behandelt worden waren. Es trat an B, D, C, G, S, P, und Q heran mit dem Ziel, es bei seinem Kampf gegen das A zu unterstützen. Es versprach ihnen, im Zuge der eigenen Bedeutungszunahme auch ihre Stellung zu verstärken, indem es z.B. die weichen gegen harte Laute wie das T oder das K auszutauschen bestrebt sein würde. Die Verhandlungen waren erfolgreich – nur das P, durch frühere Gemeinheiten des alphabetischen Nachbarn gewarnt, vermutete zu Recht, dass es wohl gegen das B ins Hintertreffen geraten würde. Das Q machte geltend, dass es durch seine zwangsläufige Verbindung mit dem U wohl in Loyalitätskonflikte kommen würde.

Und so kam es, dass eines schönen Tages im Miesbacher Merkur die Überschrift auftauchte:  
**„Dochbrond im Hollenbod“**. Redakteur, Lektor und Setzer versicherten das Zustandekommen dieses Sprachverstoßes sei ihnen absolut unerklärlich. In Wirklichkeit hatten B und D mit vereinten Kräften ein erstes Mal zugeschlagen und das A zwischen ihnen hinausgedrängt und durch ein O ersetzt. In den folgenden Monaten häuften sich in Zeitungen und Illustrierten, auf Plakaten und Anzeigen, auf Prospekten und im Internet seltsame Wortungetüme wie „Dodort, Glommer, Fahrrod, Flochdoch, Gonsbrodn“, um nur einige wenige zu nennen.  
„Wir werden es ihnen zeigen! Tod dem A!“ schrie das O siegessicher.  
Doch ließ die Reaktion nicht lange auf sich warten. Auf

Betreiben des I fand eine Sitzung des VdvM statt, zu der auch die anderen Selbstlaute eingeladen wurden – das E hielt sich weiter vornehm zurück, die Umlaute erklärten sich aus diesem Grund für befangen. Auf dieser Konferenz ging man mit den abtrünnigen Mitlauten hart ins Gericht und auf Betreiben der Vokale schloss man B, C, D, C, G und S schon zu Beginn der Sitzung vom VdvM aus. So bekamen diese auch nicht mit, was man auf dieser Konferenz beschlossen hatte. Die Mitlaute, die sich nicht der Revolte angeschlossen hatten, wurden ermächtigt, das O nun ihrerseits in die Zange zu nehmen und – wo immer dies möglich war – durch ein A oder U zu ersetzen. Das C sollte von K und H aus seiner Nachbarschaft entfernt werden. Damit war eine Eskalation erreicht, die zu chaotischen Verhältnissen führte. In jedem Text spielten sich nun verlustreiche Gefechte zwischen dem O und seinen Verbündeten und der Entente aus den Vokalen A, I und U und dem VdvM ab, die Kollateralschäden nahmen beachtliche Ausmaße an. So erschien ein Text, der sich unter dem Titel: „Was ist mit unseren Buchstaben los?“ mit diesem Phänomen beschäftigten wollte, in folgender Form.

„Wos ist mit unserer Buhsdobenlos?“

Seit Wohen sind in DexdenüberallseidsomePhänumene zu beubohten. Obwuhl alle Dexdshaffenden bis an den Rand der Ershöpfung an ihren Dexden feilen, gelingd es duhniht, diese in die Furm zu bringen, die das Lesen reibungslos ermöglichen. Es sheindfost, als hätten sich die Buhsdubenselsdsdändiggemoht – vor allem die Vakale scheinen einem Wehselpruzess zu unterliegen, der niht mehr zu kantrullierenist.

An allen Wörterfronten wurde nun erbittert gekämpft, Pardon

wurde nicht mehr gegeben. Angesichts dieses totalen Krieges beschloss das E endlich einzugreifen. Es versandte eine Resolution an alle Konfliktbeteiligten mit der Mahnung, die Gefechte zu beenden und an den Verhandlungstisch zurückzukehren. Es bot sich selbst als Vermittler an, nicht ohne geflissentlich darauf hinzuweisen, dass man sich sonst zum Eingreifen gezwungen sehen könnte. Der ausgehandelte Waffenstillstand hielt gerade zwei Tage, dann begannen die Kämpfe von Neuem. Folgender Anschlag des Journalistenverbandes war daraufhin allüberall zu lesen, falls es jemandem möglich war, ihn zu entschlüsseln:

„Midbürger und Midbürgerinn, di ihr di Sprohlibd und auf Dxdangwisn sid!  
ssheindsa, als würd unsrwichdigsdsGuldurgut, di Shrifd , von unbkonnndnmähdn bis zur Ungnntnlighidvrstümmld. Wi s shind, sind wir wider auf di mündlihKammunikadiun und andrFurmn der Nohrihdnübdröngungangewisn. Lossd uns disrGfahr ins Aug blign und di shrifdlichnÜbrmiddlangsprohlihrArdinsdlln!“

Das E hatte zu seiner schärfsten Waffe gegriffen und sich aus der gesamten Schriftsprache zurückgezogen. Damit wurde die schriftliche Kommunikation zu einem Dechiffrierungsprozess, wenn nicht sowieso unmöglich, gemacht. Die Apokalypse drohte: Das Alphabet war in Gefahr nicht mehr gebraucht zu werden und in den Abgründen der Geschichte zu versinken. Die Verbündeten des O, also B, D, C, G, S - schon vor Eingreifen des E in einer trostlosen Lage - kündigten dem O die Unterstützung auf und baten um Wiederaufnahme in den VdvM. Eine Delegation desselben machte sich auf, um die

Großmacht E erneut um Vermittlung zu bitten und darum, den eigenen Boykott einzustellen.

Das E. machte kurzen Prozess: Es stellte dem O das Ultimatum, sofort alle kriegerischen Handlungen zu beenden und zu den früheren Verhältnissen zurückzukehren oder aus dem Alphabet zu verschwinden – man käme gut ohne es zurecht, seine Funktionen könnten reibungslos von den anderen Vokalen übernommen werden.

Dem O blieb nichts übrig als klein beizugeben. So konnte der vorstehende Kriegsbericht in der gewohnten sprachlichen Form erfolgen – Entschuldigung, erfolgen.

Marita Bagdahn

Schlüsselkind

---

Klaus Mertens trat aus dem Lift, die Einkaufstaschen rechts und links in den Händen, und steuerte auf seine Wohnung zu. Wie ein leuchtendes Bündel hockte die Kleine in ihrem rot-gelben Anorak im Flur auf dem Boden, schräg gegenüber seiner Tür, die Beine angezogen, die Schultasche neben sich. Ihre wachen Augen folgten seinen Bewegungen. Und so, wie sie ihn ansah, hätte er fast vermutet, sie wolle mit ihm flirten.

„Guten Tag, Herr Mertens“, sagte sie fröhlich.

„Guten Tag.“ Schnaufend stellte er die Einkäufe ab. „Was ist denn los? Hast du keinen Schlüssel?“

„Hmm“, machte sie und zog die Stupsnase kraus.

„Oje. Und wann kommt deine Mutter?“

„Weiß nicht.“ Sie rappelte sich auf und zauberte einen Blick, der jedem Dackel zur Ehre gereicht hätte.

„Kann ich mit zu dir ... äh ... zu Ihnen kommen?“

Klaus Mertens schaute auf seine Uhr. „Wie lange arbeitet deine Mutter denn sonst? Es ist halb fünf.“

„Lange.“

Er zögerte und nickte gedankenverloren Frau Jänisch zu, die aufgetakelt und mit einer Veilchenduftwolke an ihnen vorbei rauschte.

„Na gut, komm rein. Deine Mutter wird schon nichts dagegen haben.“

Ein Lächeln überzog das sommersprossige Kindergesicht. „Das ist richtig nett von Ihnen, wirklich.“

In der Wohnung setzte Klaus Mertens die beiden Taschen auf dem Küchentisch ab. Wie eine Klette hatte sich das Mädchen an ihn geheftet.

„Wie heißt du eigentlich? Ich kenne bisher nur euren Nachnamen.“

„Emma.“ Sie blickte sich interessiert um. „Die Küche ist ganz schön alt.“

„Tja, Fräulein Naseweis, meine Frau und ich sind ja auch schon alt.“

„Meine Mama sagt, die ist im Krankenhaus.“

Er hängt seine Jacke an die Garderobe im Flur. „Da war sie. Jetzt ist sie in der Reha-Kur.“

„Ist sie sehr krank?“ wollte Emma wissen.

„Nein, es geht schon wieder ganz gut. Sie hat ein neues Hüftgelenk gekriegt, damit sie wieder laufen kann.“

Emma hatte ihren Anorak ebenfalls ausgezogen und hängte ihn dazu.

„Räumst du die mal an die Seite“, sagte Klaus Mertens und wies auf die Schultasche, die mitten im Weg lag.

„‘Tschuldigung‘, murmelte Emma und beeilte sich, Platz zu schaffen.

Dann folgte sie ihm zurück in die Küche und beobachtete, wie er die Lebensmittel wegräumte. Ein Bund gemischter Kräuter, den er in ein Wasserglas stellte, verströmte einen würzigen Geruch.

„Möchtest du etwas trinken? Ich habe allerdings nur Apfelsaft da. Wusste ja nicht, dass ich heute so hohen Besuch bekomme.“

„Ja, ist schon o.k.“

Er goss zwei Gläser ein.

Unvermittelt fragte Emma: „Haben Sie auch Kinder?“

„Ja, einen Sohn. Aber der wohnt leider weit weg.“

Ihre Augen leuchteten kurz auf.

„Und wieviele Enkelkinder haben Sie?“

Er schmunzelte und stellte das Glas vor ihr auf dem Tisch ab.

„Na, mein kleines Fräulein, du bist ganz schön neugierig. Ich glaube, wir rufen jetzt erst einmal deine Mutter an, damit sie weiß, dass du hier bist.“

„Das geht nicht“, kam es wie aus der Pistole geschossen. „Die darf bei der Arbeit nicht privat telefonieren.“

„Ach! Und wenn etwas passiert sein sollte? Sie ist doch ganz allein für dich verantwortlich, oder?“

Emma knabberte an einem Fingernagel. Schließlich sagte sie:

„Na ja, der Chef will nicht, dass ich sie dauernd anrufe.“

Klaus Mertens hatte sich auf einen Küchenstuhl gesetzt, Kekse auf einen Teller gelegt und Emma aufmunternd zugenickt. Nun sah er zu, wie sie auch Platz nahm und gierig ihren Saft trank.

„Wie groß ist denn deine ... äh ... Ihre Wohnung?“, fragte sie und wischte sich mit dem Handrücken über die Lippen.

„Naja, Küche, Wohnzimmer, Schlafzimmer, Bad und Flur. 65 Quadratmeter.“

„Wir haben ein Zimmer mehr. Darf ich mir Ihre Wohnung mal angucken?“

„Meinetwegen.“ Mit einem Achselzucken stand er auf, nahm den Gebäckeller und ging vor. „Die Küche kennst du ja schon. Und den Flur auch. Hier ist das Wohnzimmer.“ Er öffnete eine Tür mit Milchglasscheibe und ließ Emma den Vortritt.

Es war ein fast quadratischer Raum. Ein großer Eichenschrank füllte eine ganze Wand aus, auf der anderen Seite standen eine braune Sitzgarnitur aus Leder und ein Couchtisch, vor dem Fenster wallten weiße Gardinen bis zum Boden und

direkt davor stand ein einladender Ohrensessel. In einer Ecke tickte eine große alte Uhr.

„Wo ist denn der Fernseher?“, fragte das Mädchen.

Klaus Mertens verkniff sich ein Schmunzeln. „Das ist wohl das Wichtigste für dich, oder? Der ist im Schrank versteckt.“

Emma strich über das weiche Leder der Sofalehne. „Das fühlt sich schön an. Und wenn Sie Besuch kriegen, sitzen Sie hier gemütlich um den Tisch – mit Ihrem Sohn?“

„Ja. Oder mit anderem Besuch.“ Er stellte den Teller auf den Couchtisch.

„Kriegen ... kriegen Sie oft Besuch?“

Klaus Mertens schüttelte den Kopf. „Was du alles wissen willst.“

Emma steuerte auf den Ohrensessel am Fenster zu. Im Nu wurde ihr Gastgeber wieder ernst. „Da kannst du nicht sitzen. Der gehört meiner Frau. Es ist ein Erinnerungsstück; nicht mal ich darf darin sitzen.“

Emma hielt inne, zog die Nase kraus, sagte: „Das ist aber schade...“, und entschied sich für das Sofa. Dann griff sie nach den Keksen.

„Also“, sagte er und setzte sich ihr gegenüber in den Ledersessel am Tisch. „Wir bekommen nicht so oft Besuch, weil unser Sohn weit weg wohnt. Und viele andere Verwandte haben wir nicht mehr, meine Schwestern sind schon tot und mein Schwager lebt in Afrika. Du weißt, was ein Schwager ist?“ Emma nickte und überlegte. „Hätten Sie ... ich meine ... hätten Sie nicht gern mehr Verwandte? Enkel und so?“

„Naja, vielleicht bekommen wir ja noch ein Enkelkind, wer weiß. Oder zwei.“ Er musterte die kleine Nachbarin und beugte sich vor. „Was ist denn mit dir?“

„Ach, nichts.“ Schnell steckte sie ein weiteres Gebäckstück in



den Mund.

„Nun mal raus mit der Sprache!“

Emma kaute angestrengt, schluckte den Keks hinunter und sagte schließlich: „Ich ... ich brauche einen Opa.“

„Wie bitte?“

„Einen Opa. Bis nächsten Dienstag.“

Verblüfft sah Klaus Mertens sie an. „Bis nächsten Dienstag ... Aber du hast doch sicher zwei Opas, oder?“

„Nein“, sagte sie bestimmt. „Ich habe nur einen. Und der wohnt in München, und Mama und er haben sich mal wieder verkracht.“

„Aha, verstehe. Und der andere, ist der schon tot?“

„Nein. Weiß ich nicht, meine ich. Ich kenne ihn nicht.“

„Aha“, sagte Klaus Mertens wieder. „Also, was ist denn nun wirklich los? Wozu brauchst du so dringend deinen Opa?“

„Einen Opa“, berichtete Emma ihn. Sie starrte eine Weile vor sich hin, dann schaute sie ihm entschlossen in die Augen.

„Also, in der Schule, da kommt immer von jemandem ein Opa oder eine Oma und erzählt was von früher. Wie sie als Kinder gelebt haben und so. Und nächsten Dienstag ist mein Opa dran. Und ich habe keinen. Das heißt, ich habe einen, aber der ist nicht hier, und er kann auch nicht kommen am Dienstag.“

„Hm“, machte Klaus Mertens und rieb sein großes Ohrläppchen. „Und außerdem hat er sich mit deiner Mama verkracht.“ Ihr „Ja“ war nur ein Flüstern.

„Und warum ist dein Großvater nächste Woche dran? Kannst du das nicht verschieben?“

„Das geht nicht!“, sagte Emma und presste die Lippen fest aufeinander.

„Wieso geht das denn nicht?“

Es dauerte noch drei Kekse, bis sie die Antwort heraus

brachte. „Weil ... weil ... ich den anderen immer von meinem Opa erzählt habe. Wie toll der ist und was der alles erzählen kann und wie lieb der ist. Und dass er hier wohnt und dass wir darum hierher gezogen sind ... und ....“

„Verstehe“, sagte Klaus Mertens und wiegte den Kopf. „Du hast ein bisschen aufgeschnitten.“ Als sie ihn verständnislos anblickte, ergänzte er: „Du hast geflunkert.“

„Naja, wo ich doch auch einen Opa haben will. Hier in der Nähe, meine ich. Einer, der ganz lieb ist. So wie du. Äh, wie Sie. Meine Mama sagt nämlich, Sie sind total nett und wir können froh sein, dass wir so nette Nachbarn haben.“

Auf seinen Wangen bildeten sich zwei Grübchen, als er lächelte.

„Kannst du nicht mein Opa sein? Nur für Dienstag? Ich meine ... nicht nur für Dienstag, aber erst mal für Dienstag?“ Selbst die Sommersprossen auf ihrem Näschen wirkten jetzt traurig.

„Also, weißt du, Emma. Ich mag dich. Und deine Mutter auch. Ich werde allerdings nicht lügen und sagen, ich wäre dein Großvater. Das geht nicht.“

„Doch“, entfuhr es Emma. Erschrocken schlug sie die Hand vor den Mund.

„Ich werde nicht lügen, nur weil du in deiner Klasse mit einem Opa angegeben hast, den es gar nicht gibt.“

Ihre Mundwinkel zuckten bedenklich. „Kann ich dich nicht mal ausleihen? Jetzt wo Ihre Frau sowieso nicht da ist?“

„Einen Leihopa willst du?“ Wieder rieb er an seinem Ohrläppchen. „Ich glaube nicht, dass ich mich dazu eigne.“

„Bitte!“ Sie rutschte vor bis zur Sofakante. Hoffen und Bangen stritten in ihrem angespannten Gesicht und ihre Augen verdunkelten sich.

Eine Weile saßen die beiden still nebeneinander, nur das

Ticken der Wanduhr war zu hören. Klaus Mertens runzelte die Stirn und seufzte. Ganz allmählich glätteten sich seine Stirnfalten wieder. „Na gut, es wäre eine Idee. Aber ich würde deiner Lehrerin und den Klassenkameraden reinen Wein einschenken.“

Emma sah ihn entsetzt an. „Wir dürfen doch keinen Alkohol trinken!“

„Das heißt einfach: Ich würde ihnen die Wahrheit sagen. Nämlich dass ich nicht dein richtiger Opa bin, sondern dein Leihopa.“

Eine ganze Weile kaute Emma auf der Antwort herum, bis sie schließlich entschied: „Ja, das geht.“

Klaus Mertens hielt mahrend den Zeigefinger in die Luft. „Und du würdest vorher erklären, wie es sich wirklich verhält und dass du ein bisschen übertrieben hast. Geflunkert.“

Im Nu vertiefte sich Emma in das Häkelmuster der Tischdecke. „Könnten Sie das nicht ...?“

„Nein“, sagte er entschieden.

Angestrengt knetete sie ihre Hände, die Augen weiter auf die Decke fixiert, und fragte leise: „Ob ich das kann?“

Nach einer Ewigkeit hob sie den Kopf und ihre Stimme überschlug sich beinah, als sie sagte: „Wenn Sie mein Leihopa sind, dann darf ich doch *du* zu Ihnen sagen, oder?“

Er beugte sich vor und streckte ihr die Hand entgegen. „Ja, darfst du. Ich bin Klaus. Jetzt darfst du *Opa Klaus* zu mir sagen. *Leihopa Klaus*.“

„Supertoll. Danke, danke“, rief sie, ergriff seine Hand und sprang auf. „Ich hab noch nie einen Leihopa gehabt!“ Wie ein Känguru hüpfte sie durchs Wohnzimmer in den Flur, riss ihren Anorak von der Garderobe, schnappte ihre Schultasche. „Ich muss jetzt rüber. Tschüss.“

„Ist deine Mutter denn schon da?“

„Bestimmt.“ Emma öffnete die Tür, mit ein paar Schritten stand sie vor ihrer Wohnung, wandte sich kurz um und winkte ihm zu.

Der frisch gebackene Opa starrte ihr hinterher. „Wolltest du nicht noch die anderen Zimmer sehen?“, fragte er verduzt.

„Morgen.“ Sie zog ein Schlüsselband aus der Anoraktasche, steckte den Schlüssel ins Schloss und SCHWUPPS! war sie in der Wohnung verschwunden.

„Emma, wo kommt der Schlüssel auf einmal her?“, rief Klaus Mertens; das Schmunzeln konnte er sich nicht mehr verkneifen „Wir müssen noch ein ernstes Wörtchen miteinander reden.“

Alfred Becker

Der König der Ratten

---



Das fahle Licht des frühen Morgens fiel durch den gusseisernen Löcherkranz des Gullydeckels und formte im grauen Dunst des Kanals einen milchigen Strahlenkegel. Dieser hing wie ein Cape aus losen Spinnfäden unter der Luke und breitete sich unten um einen flachen Betonsockel, eine Insel am Zusammenfluss dreier Zuleitungen zum Abwasserkanal. Diese Lichtkrone verlieh dem Besetzer des Zementbrockens eine Aura der Heiligkeit.

Rudi Ratte unterschied sich durch nichts von all den anderen Kanalratten, die durch die Abwässer der nördlichen Vorstadt paddelten, außer vielleicht, dass seine Barthaare etwas länger waren als die der Anderratten. Aber vermutlich sagte man ihm das nur, um ihm zu schmeicheln. Es war wohl sein Besitz, der Sockel im Abwasserstrudel, der ihm den Respekt der Rattenbande eintrug. Er beäugte alles, was von der stinkenden Brühe kanalabwärts transportiert wurde. Jeder Brocken, der hier vorbeitrieb, trieb mit seiner Erlaubnis vorbei. Jawohl!

Was aus dem Regenwasserschacht kam, war langweilig. Regenwasser eben. Mal spülte es eine zahnsignierte Kaugummikugel herein, mal eine aufgeweichte Eiswaffel oder, besser schon, Reste eines Schulbrottes, noch schnell vor der Heimkehr entsorgt. Dazu weggewaschene Insekten, verendete Lurche oder weggekickte Schnecken, Zeug, das Rudi vorbeiwinkte.

Was dort aus der Kloröhre kam, war zumeist halbverdautes Zeug: Unzerkaut verschluckte Maiskörner, Erbsen oder Bohnen, begleitet von breiigem Toilettenpapier. Fleisch kam hier nur sehr selten vorbei. Allenfalls säuerliche Kotzbrocken. Oder mal ein Bandwurmglied. Alles nicht Rudis Fall. Bedient

euch, meine Lieben! Greift nur zu. Dann und wann trieb auch ein Kondom vorbei. Rudi hatte einst ein solches zernagen wollen, hatte es festgehakt und in die Länge gezogen, mit großer Anstrengung immer länger und länger. Bis er auf dem glitschigen Kanalboden die Haftung verlor und von dem zusammenschnurrenden Gummi gegen die Kanalwand geschleudert wurde. Auch den verfärbten Tampons, die zwar selten, aber regelmäßig vorbeitrieben, konnte er keinen Geschmack abgewinnen und ließ sie vorbeiziehen.

Was aber aus dem Küchenzufluss kam, das sichtete er äußerst sorgsam. Sein Wahlspruch lautete:

**Von Fleisch - und Fisch die Reste,  
für Ratte Rudi nur das Beste!**

Was übrig blieb verteilte er so, dass es jenen Ratten zutrieb, die er für den Erhalt seiner Position auf dem Sockel brauchte. Was kam da nicht alles angedriftet! Reis (etwas mühsam einzusammeln), Nudeln, Kartoffelstücke, Gemüse, Wurstpelle, Schalen, Sehnen, Schwarten, Flomen und dergleichen mehr. Einiges aber sammelte er und türmte es zu einem Haufen auf. Rudis Resterampe, hieß es im Kanal. Würde ihn einer fragen: „Entschuldige, Rudi, ich glaub’s ja nicht, aber hast du vielleicht ein Dingsbums für mich?“, dann würde er ganz gezielt seinen Arm in den Haufen schieben und das Dingsbums herausziehen. „Nicht verzagen, Rudi fragen“, würde er dann sagen. Aber bislang hatte keiner gefragt. Vermutlich waren sie zu scheu, obwohl sie alle zu seiner Verwandtschaft gehörten. Es gab keine Kanalratte in der nördlichen Vorstadt, die nicht zu seiner Familie gehörte. Und wenn sich eine einschliche ...? Die

würde der Kanal, Beine oben, fortspülen.

Um seiner Stellung (im wahrsten Sinne des Wortes) gerecht zu werden, verbrachte Rudi den Tag sitzend, die Vorderpfoten vor der Brust gekreuzt, was zwar sehr anstrengend war, ihn aber von dem kriechenden Rest des Rattenrudels unterschied. Dass der Lichtkranz ihm dabei einen Heiligenschein aufsetzte, erschien ihm angesichts der selbstlosen Quälerei nur angemessen. Solange er hier saß, war er der ungekrönte König der Ratten. Wenn irgendwelche Nager den Hauptkanal hinauf oder hinab paddelten, verlangsamten sie ihr Pfotenschlagen, senkten ehrfürchtig den Blick und grüßten ihn mit einem unterwürfigen „HuRatte, Rudi!“

Rudi verließ seinen Rattenthron nur nachts, weil dann alle Ratten grau sind. Was würde das Rudel denken, wenn er ‚so wie er war‘ unter sie treten würde. ‚Du bist eine stinknormale Ratte!‘ würden sie rufen und hätten ach so recht mit dem ‚stinknormal‘. ‚Nieder mit Rudi!‘ Eine andere Ratte würde auf seinen Sockel klettern und ihm unverdaute Speisereste zuweisen; Ausgeschissene Maiskörner an Bandwurm. Rudi schaute an sich herab.

Grau war er. Genau genommen, nein, er wagte es nicht einmal zu denken: maus... brrr... maus-... mausgrau. MAUSGRAU! Grauenhaft! Warum nur mausgrau? Mit nackten Pfoten und – ach, wie peinlich- nacktem Schwanz. Rosarot! Man muss ja kein Hermelin im weißen Winterpelz sein, mit dem sich Kaiser und Könige schmücken, kein goldgelber Iltis, für dessen Fell sich feine Damen hingebungsvoll räkeln, aber bitte, eine Bismarckratte, das könnte es doch wenigstens sein.

Eine schwarzbraune Bismarckratte mit seidig weichem Fell. Das würde schon reichen, um anders zu sein. Dann könnte er unter sein Volk treten, und wo immer er hinkam, würden sie



„HuRatte, Rudi! HuRatte, Rudi!“ jubeln. Er würde wieder auf Expedition gehen können, würde wandern wie die Wanderratte. Er wüsste nur zu gerne, wie es an den Quellen seiner Rohrzuflüsse aussieht. Es soll da Menschen geben, hatte er von der Landratte gehört, die dort wochenlang in einem Keller gelebt hatte. Bis man sie vergiftete. Aber Ratten haben mindestens drei Leben. Man warf sie in den Gully, und hier im Kanal wollte sie ihr zweites Leben verbringen. Als einer entfernten Verwandten mit Erfahrung im Umgang mit toxischen Stoffen gestattete man ihr dies.

Lang, lang her: Rudi hatte sich einmal die Kloröhre hochgewagt. Er hatte abgewartet, bis der Morgenschiss weggespült war und das Duschwasser nachfloss. Das war zwar seifig und brannte in den Augen, aber zweifellos erträglicher als die braune Brühe.

Er hatte sich mühsam das Rohr hinaufgezwängt, indem er sich mit Pfoten und Rücken gegen die Rohrwandung stemmte und presste, um dann schließlich durch das wassergefüllte Knie aufzutauchen. Als er die Augen öffnete, fand er sich am Boden einer weißen Kloschüssel wieder. Sein Versuch, die glatte Wand aus Keramik zu erklimmen, um zu der hölzernen Klobrille da oben zu kommen, scheiterte.

Und als er sich noch abmühte, es doch zu schaffen, verdunkelte ein rosiges Rund den Himmel über dem Holzrand. Rudi behauptet seitdem, dass die Menschen da oben augenlose Gesichter haben, die eigentlich nur aus zwei Backen bestehen, die einen verkniffenen Mund einschließen. Und dass sie aus diesem Mund recht übel riechen. Ein paar andere Pionieratten, die ähnliches erlebt hatten, berichteten gleiches; einzig über die Frage, was da unter dem Mund war

oder nicht war, einzig in diesem Punkt gingen die Meinungen auseinander.

Da konnte Landratte ihnen von Augen, Nase und Ohren der Menschen erzählen, was sie wollte, Rudi und die Pioniere glaubten ihr nicht. „Wir haben denen ins Gesicht geblickt. Wir wissen, wie die Menschen aussehen! Warum verscheißerst du uns?“, fragten sie nur. Und die Landratte sagte: „So wahr ich eine Ratte bin, die sehen so aus wie ihr und ich!“

Solchen Erinnerungen hing Rudi nach, starrte dabei in die Fluten und konnte anhand der Zusammensetzung des Treibguts folgern, dass es gegen Mittag war. In den Küchen der Backengesichter wurde Gemüse gewaschen und geputzt, Fleisch gebraten und gekocht, gegessen, schließlich abgewaschen, nicht ohne die Reste ihm als Tribut zu überlassen. All das ohne Augen! Nur Backen und Mund. Und wohl noch was dran. Nicht zu fassen. Nach und nach schwemmte das schäumende Abwaschwasser alles fort, Gemüsespelzen, Fleischfasern, Klopapier, Zigarettenskippen, und zu guter Letzt ein original verpacktes Kondom begleitet von einem zerrissenen Brief. Ein Liebesbrief, wie man aus den Lippenstiftspuren schließen konnte.

Die Nachmittagssonne vergoldete den gullydeckel-gefilterten Strahlenkranz um Rudis Thron und zauberte silberne Pferdchen auf die sich kräuselnden Wirbel, Pferdchen, die sanft rinnend rennend im Dunkel der Röhre verschwanden. Ihr Galopp wurde von der Melodie des Tropfwassers begleitet, dicke, schwere Wasserperlen, die sich von der dunklen Decke stürzten, und mit ihren Ringen den Lauf der Pferdchen ablenkten. Der faulige, jauchige Geruch hatte sich verzogen,

und ein Hauch von aprilfrischer Zitronenschale hing in der Luft, entspannte nicht nur das Wasser, sondern auch jede Rattenseele. Wenn Rudi nicht stehen müsste, er wäre glatt eingeschlafen. Rudi zählte, wie immer wenn er müde wurde, die Risse im Hauptrohr. Jeden kleinen Riss, den sein scharfer Blick erspähte. Und jeden Tag konnte einer hinzukommen. Er starrte also durch die Pferdchen hindurch auf den Grund und zählte. Am neunzehnten Riss hing sein Blick fest. Ein Pferdchen, das seinem Blick nicht weichen wollte? Wo gibt es denn das?

Es war kein Pferdchen, was da glitzerte und glänzte, was da mit dem wabernden Wasser vor und zurück rollte, was da auf dem Boden lag, zum Greifen nah. Rudi ließ sich auf die Vorderpfoten herab. Es war ja keiner in der Nähe, der ihn beobachten konnte. Er glitt lautlos von seinem Thron und rutschte in das lauwarmer, zitronenfrische Spülwasser, paddelte und tastete den schlammigen Boden ab, darauf bedacht, Nase und Schnurrbart trocken zu halten. Was beförderte er nicht alles nach oben? Ringe von Aufreißdosen, Büroklammern, schraubenlose Muttern sowie mutterlose Schrauben und sonstiges Kleinmaterial. Alles Tasten half nicht, so lang er auch seine Arme ausstreckte, er musste tauchen. Ein Glück nur, dass die Kloröhre nicht mehr als ein dünnes gelbes Rinnsal in den Kanal entließ; es hätte ja viel dicker kommen können. Also Nase zu, Augen auf und runter mit dem Kopf. Das Wasser schoss ihm in die Ohren. Unter ihm auf dem Grund spiegelten sich die Strudel, die sich oben auf dem Wasser drehten, und die glitzernden Pferdchen schickten ihre wilden Ebenbilder über den Schlick. Insektenlarven tanzten vor seinen Augen, und Fadenwürmer hielten auf seine

Nasenlöcher zu. Er schloss die Augen und lauschte. Ein blubberndes, plätscherndes Orchester spielte eine gurgelnde, glucksende Abwassersymphonie. Aber irgendein goldener Klang übertönte diese Oper, die den Namen ‚Rudi in der Unterwelt‘ verdient hätte. Der ungekrönte König der Kanalratten folgte diesem metallenen Geräusch, bis ein Funkeln durch die Brühe drang, ein Funkeln, das nicht von den Pferdchen kam. Rudi tauchte kurz entschlossen ab, griff das rollende runde Ding, tauchte auf, verlor es wieder, tauchte ab, tauchte auf, tauchte ab, tauchte auf ... blieb oben. Mit einer Pfote ruderte er auf seine Insel zu, warf das glänzende Etwas auf den Sockel und schob sich selber hinterher, gerade noch rechtzeitig, denn die Kloröhre schickte gurgelnd „Dickes“ in den Kanal.

Rudi besah seinen Schatz. „Gold!“, jubelte er. Das Ding sah aus wie ein zerkrantschter Zylinder. „Den verstecke ich ganz tief in meiner Resterampe“, dachte er. Doch dann kam ihm eine andere Idee. Irgendwo war da ein Kaugummi... Rudi steckte den Arm in den Haufen und förderte ein rosa Bubblegum zutage. „Nein, das steht mir nicht; das nimmt keiner ernst. Lieber das blaue Gummi.“ Er fand es sofort. „Eukalyptus! Salbte man damit nicht irgendwelche Häupter, um sie ‚von Gottes Gnaden‘ zu krönen? Scheißegal, ich behaupte das einfach.“ Rudi kaute das starre Gummi weich und drückte es schließlich auf seinem Kopf fest. Im Wasserspiegel beobachtete er, wie seine Pfoten das Gummi zum Barett formten. Dann griff er den goldenen Zylinder und presste ihn mitten in seine neue Kopfbedeckung. „Schick seht ihr aus, König Rudi“, flüsterte er seinem Spiegelbild zu. „Danke verbindlichst!“, erwiderte sein Gegenüber, und sie zwinkerten einander zu.

Gegen Abend, als der Strahlenkranz um den Thron erlosch, stieg Rudi von seinem Sockel, watete durch das seichte Wasser hinüber zum Hauptkanal. Hier konnte er auf einem Steg trockenen Fußes bis zum toten Rohr kommen, eine alte Tonleitung, die man vor Urzeiten stillgelegt hatte. Hier würde er sie alle treffen, seine geliebte große Familie, die hier nächtens immer neue Bekanntschaften schloss, unzählige Rattenbabies zeugte und gebar und bei der Gelegenheit die neusten Nachrichten über Giftköder und sonstiges Naschwerk austauschte. Ja, das Rattengift. Ein paar Tiere fielen darauf herein, aber das war es auch schon. Lächerlich. Angeblich raffte es mehr Menschen als Ratten dahin.

Die Rattenvollversammlung verstummte, als sie das Trippeln von Rattenfüßen im Hauptrohr vernahm. Wer mochte das sein, zu so später Stunde? Rudi etwa? Niemals! Doch da kam es schon um die Ecke. Ein goldenes Flackern und Flimmern blendete die Bande, und erst als Rudi eine Pfote vor seinen Kopfschmuck hielt, erkannten sie ihn. Sie waren zunächst sprachlos, doch dann erscholl ein Jubelschrei: „HuRatte, Rudi! HuRatte, Rudi!“ Die Rattenbande hatte ihren König, von dessen Kommen die alten Geschichten erzählten. Und das musste gefeiert werden. Roderich der Ratterich, der seit Rattengedenken wachsam vor einem alten Schacht lag, erhob sich, wollte sich gerade auf die Hinterbeine stellen, um sich Gehör zu verschaffen. Doch erschreckt über soviel Kühnheit verstummte das Rattenpack von selbst, und Roderich erstarrte in einer Mischung von Stehen und Kauern. „Ratten, Rättinnen und Rattischen“, verkündete er, „ich mache ein Fass auf! Apfelwein für alle!“ Ein Gejauchze hallte durch den Kanal, drang durch die Röhren empor in Küchen und Bäder der

Menschen und drang aus allen Gullydeckeln der nördlichen Vorstadt. Eine Rattenplage würden morgen Presse, Funk und Fernsehen nennen, was doch eigentlich nur ein rasantes Fest war. Roderich jedenfalls verschwand in dem Schacht und warf Unmengen vergorener Äpfel unter das Volk. Angefaulte Äpfel, die er aus dem Kanal gefischt hatte. Es gab ein ordentliches Gerangel und Gebeiß, das sich erst legen sollte, als jeder ein hübsches, matschig braunes Stück zwischen den Pfoten hielt.

„Wir geben ein Bankett!“ schlug Oberratt vor. Er war ein würdevoller alter Nager. Alle, wirklich alle stimmten ihm zu, was höchst ungewöhnlich war. „Rudis Regentschaft! Rudi der Erste, was man Rudi eins schreibt.... Römisch eins!“ Er hob sein Hinterteil in die Höhe und richtete seinen nackten Rattenschwanz steil empor. „So sieht römisch eins aus“, erklärte er. Am dritten Tag wollten sie feiern. Oberratt fühlte sich Rudi tief verbunden, denn er war nicht nur sein Halbbruder, sondern auch sein Onkel oder Cousin, wenn nicht gar sein Neffe. Sein Vater war er jedenfalls nicht, soviel war sicher. Schnell wurden Pläne gemacht. Jeder wusste, wo etwas zu holen war. Der eine kannte eine vermüllte Messie-Küche, der andere wusste von einem Keller, in dem hin und wieder armen Schafen oder Ziegen die Kehle durchgeschnitten wurde, ein dritter hatte Verwandte im Chinarestaurant rumhängen. Ach ja, man werde dem Anlass gemäß einladen müssen, den und die, jenen und jene. Und die da auch.

Rudi suchte sich im Schein seiner goldenen Krone ein Dutzend Rattenmädchen aus und begründete noch in dieser Nacht seine Dynastie, die bis zu Rudi XXIV reichen sollte. Dann herrschte Ruhe im Rohr.

\*\*\*\*\*

So ziemlich direkt über Rudis Rattenreich saß Albe, ein älterer Elfenmann, auf einem riesigen Fliegenpilz und las die Morgenzeitung. Das stand in großen Lettern:

**„Rattenplage unter der nördlichen Vorstadt!“  
„Organisierte Rattenbanden auf rücksichtslosem Raubzug“  
„Frauen und Kinder sowie Alte und Kranke unter den Opfern“**

„Auch das noch!“ klagte Albe und langte mit einer Hand – mit der anderen presste er einen nasskalten Beutel mit Gurkenscheiben gegen seine Wange – nach der Dauerwurst, die er eben hatte fallen lassen. Für seinen Hund. Er hatte keinen Hund, aber vielleicht würde ihm heute einer zulaufen. Man weiß ja nie. Er steckte die Dauerwurst in seine Westentasche. Keine Speisereste achtlos wegwerfen, riet die Zeitung. Und die musste es wissen, wo die Zeitungsschreiber doch alles besser wissen als die Leser. Weshalb sollte man sonst eine Zeitung lesen? Eigentlich hatte er nichts gegen Ratten. Er ließ sie in Ruhe, und sie machte einen großen Bogen um ihn. Im letzten Winter hatte er schon mal eine magere Ratte beobachtet, die sich gierig über das ausgestreute Vogelfutter hermachte. Er hätte sie fressen lassen, aber seine Elfe hatte da andere Vorstellungen. Sie ergriff einen Meisenknödel und schleuderte ihn auf den ungebetenen Gast. Der verstand die Botschaft und verschwand. „Ratten sollen sehr intelligent sein“, meinte er nachdenklich. „Albe, ich bitte dich!!!“ Mindestens drei Ausrufungszeichen.

*Sprache und Seinskategorien*





„Ob Ratten Zeitung lesen?“, fragte er sich. „Schließlich gibt es ja Leseratten. Was sollen die wohl lesen, wenn die Bücher von Bücherwürmern verschlungen werden? Speisekarten vielleicht?“ Albe griff zu den Bachblüten, die Elfe für ihn gepflückt hatte. Sie kannte sich gut mit den Kräutern aus, und für sie gab es keine Krankheit, gegen die nicht ein Kraut gewachsen wäre. Aber muss das auch für Zahnschmerzen gelten?

Wie er da so auf seinem Fliegenpilz hockte und auf Elfe wartete, die gerade schmerzstillende Weidenblätter sammelte, da hörte er ein leises Summen über sich. Er blinzelte in die Sonne, hielt die Hand (die ohne Gurkenscheibenbeutel) über die Augen, und sah etwas, das er zunächst für eine Biene auf Blütensuche hielt. Doch wie das Wesen sich aus den Zweigen des alten Birnenbaums löste und herabschwebte, wuchs es – etwa so wie Pinocchios Nase – und nahm menschliche Konturen an, so wie der. Jetzt erkannte er seine Besucherin. Es war Geli, die kleine Zahnfee, die eigentlich nur nachts unterwegs war, um die ausgefallenen Milchzähne der schlafenden Kinder einzusammeln, wofür sie meist ein Goldstück zurückließ. Bei den alten Leuten war das eher umgekehrt. Da brachte Geli schon mal einen Stiftzahn, und dafür musste der so Beschenkte ein Goldstück hinlegen. Wenigstens eins. Meistens zwei, in schwierigen Fällen auch schon mal drei.

Die Zahnfee lächelte ihn an: „Schmerzen, mein Alter?“

„Nur wenn ich lache!“, brummte Albe.

„Zahnweh?“ fragte sie.

Er verdrehte die Augen. „Was soll die Frage? Sieht man doch. Oder?“

„Ik kenne mich damit aus. Mach ma' det Maul auf!“ Ihr Lachen färbte sich an ihrer glitzernden Zahnsperre silberhell.

Albe biss die Zähne zusammen. Sie würde ihm bohrende Fragen stellen, glaubte er. Aua! Zähne zusammenbeißen war kein guter Rat. Aber den Mund aufzumachen, ohne etwas zu sagen, das war nicht seine Art. Und die Zahnfee wusste das sehr genau. Nach einer schweigsamen Minute, die den redseligen Patienten fast überforderte, sagte sie: „Alterchen, du bist doch een kluger Mann. Wat sind eejentlich Vokale?“ Albe vergaß seinen eisernen Vorsatz und antwortete: „Hm, Vokale? A – E – I – O – .... “ Weiter kam er nicht. Beim O stemmte sie sich zwischen Ober- und Unterkiefer, blickte ihm in den Mund und ihre lustigen braunen Augen unter den blonden Fransen wurden nachdenklich. „Det sieht nich jut aus, meen alter Freund! Ik globe, du hast of' n Karamelbonbon jebissen. Habik recht? Plombenzieher, sagik imma. Die im gestreiften Papier mit ner Kuh druff, det sind die schlimmsten.“

Albe nickte und brummte kleinlaut: „Ja, das war wohl vorgestern. Irgendetwas knirschte und krachte“

„Haste et verschluckt?“, wollte sie wissen.

„Ja, habe ich. Verschluckt, ja.“

„Vor drei Tagen?“ „Ja, vor drei Tagen!“

Nun war der Rat der Zahnfee gefragt. Sie bemühte sich also um eine förmliche Redeweise, denn wenn man so spricht, wie einem der Schnabel gewachsen ist, dann nehmen einen die Leute einfach nicht ernst: „Deine goldene Krone hast du verschluckt, mein Lieber. Wann? Was? Vor drei Tagen?! Dann ist sie auf natürlichem Wege abgegangen und dürfte irgendwo

im Kanal rumrollen. Nun gut, ich mach dir eine neue.“ Sie runzelte die Stirn. „Da war doch was? Ich glaube, ich werde vergesslich. Ach ja! Stichwort Kanal! Ich muss mich beeilen, weil ich noch ein Geschenk brauche. Was könnte man einer Kanalratte schenken? Aftershave vielleicht?“

Albe grinste, soweit es die Zähne zuließen. „Keine schlechte Idee, Geli. Aber das könnte dem König der Köddel stinken! Wie wär’s damit?“ Er zog die Dauerwurst aus seiner Westenasche hervor. „Nimm! Die ist eh zu hart für mich.“ Er zuckte bedauernd mit den Achseln. „Und zu fett für mich.“ „Wo du recht hast, hast du recht!“ Sie nahm die Wurst und biss hinein. „Sieht aus wie Köddel, schmeckt aber deutlich besser. Also Danke für die Salami,“ lachte die Zahnfee.

„Und was feiern die Ratten, wenn ich fragen darf?“

Die Zahnfee zog ein Blatt sorgfältig getrocknetes Toilettenpapier aus ihrer Tasche und las: „*Rudi Ratte gibt sich die Ehre, Sie zu seiner Crown Party einzuladen*‘ steht da. Was heißt das denn, Crown?“, wollte sie wissen.

„Zeig mal den ‚Kanalfrachtbrief‘ her.“ Albe ergriff das Klopapier mit spitzen Fingern. „Crown? Das ist Rattisch und heißt Krone.“

„Mir schwant etwas!“ Sie schwebte hinüber zum Gartenbrunnen, der einen Überlauf in den Abwasserkanal hatte, raffte Kleid und Hemd, machte sich ganz dünn, glitt durch das Gittern des Ablaufs und rief mit dünner Stimme: „Eine Krone für Rudi, den König der Ratten. Ich glaub es nicht!“

*Sprache und Seinskategorien*



Wolfgang Dörner

Valeries Paradies

---

Valerie war nicht sicher, ob sie sich ihren Vornamen jemals selbst gegeben hätte, hätte sie vor vierunddreißig Jahren nach ihrer Geburt die Fähigkeit besessen, ihn auszuwählen. Sie blickte an ihrer schlanken Figur hinab und war stets unzufrieden mit ihrem Körper und dem blassen Teint ihres Gesichtes. Dass sie nur sechzig Kilo wog, stimmte sie keineswegs zufrieden, denn sie strebte ein Gewicht an, dessen Zehnerstelle eine Fünf aufweisen sollte. Warum sie dieses Ziel in ihrem Innersten verfolgte, war ihr nicht klar, konnte sie sich nicht erklären, es war einfach da. Jedenfalls wog sie immer noch etwa fünf Kilo mehr als ihre beste Freundin Saskia, mit der sie – zumindest was das Gewicht betraf – auf einer Ebene stehen wollte. Der Balkon, auf dem sie stand war im zwanzigsten Stockwerk ihres Wohnhauses. Jeden Abend stand sie dort oben, blickte in die Ferne und an klaren Sommertagen ergab sie sich dem Atem der untergehenden Sonne, die sich über der Stadt ergoss und die Ränder der Vororte purpurrot einfärbte. Valeries Blick verlor sich an diesem Abend in den urbanen Weiten ihrer Heimatstadt, streichelte – in dem sie in die Knie ging und sich zu Boden bückte – ihren getigerten Kater und versuchte, auf diese Art und Weise ihren Liebeskummer zu vertreiben. Ein Kummer, der sie besonders am Abend, wenn sie alleine war, ihre Büroarbeit bereits vergessen hatte und zur blassgrauen Vergangenheit wurde, eiskalt erwischte und sie selbst an einem lauen Sommerabend zum Zittern brachte. In seiner Charakteristik empfand sie diesen Schmerz nicht nur als reines Leiden, sondern mit dem

Fortschreiten des Abends und dem einfallenden Dämmern gesellte sich ein melancholisch süßer Duft hinzu, in den sie sich wie in eine samtseidene Stola einhüllte. Valerie wusste nicht recht, ob sie heute nochmals ihre Wohnung verlassen sollte, um etwa in die Stadt zu fahren und auf der Avenue de Grancy zu flanieren. Die abendliche Wärme, die sich gut anfühlte und sich wie zum Trotz gegen Arthur – der sie vor zwei Tagen verlassen hatte – aufbäumte, bewog sie, in ihre Wohnung zu gehen, um sich für das Ausgehen fertig zu machen. Im Badezimmer bestäubte sie sich ausreichend mit Parfum, zog mit einem kirschfarbenen Lippenstift ihre Lippen nach und bürstete ihre schwarzen Haare, sodass sie Wellen schlugen und sanft wie ein Umhang über ihren Schultern fielen. Valerie verließ das Badezimmer, ging schnurstracks durch die Diele, in der sie abrupt vor der Kommode stehenblieb. Auf dem Möbelstück stand ein Tischkalender und beim Betrachten des Datums wurde ihr erst so richtig bewusst, dass heute Freitag der achtzehnte August zweitausendundacht war. Zwei Tage war es her, dass Arthur gesagt hatte, nicht mit ihr zusammenbleiben zu können, auch wenn er das noch so wolle. Er liebe sie über alles, aber irgendetwas Unbestimmtes, das er nicht benennen könne, sei in ihm, was ihn daran hindere, bei ihr zu bleiben. Dabei verzog er sein Gesicht und die scharfen Konturen, die sich in seinem Gesicht abzeichneten, verrieten, dass es sich um eine Lüge handelte. Valerie verharrte immer noch vor der Kommode mit dem Kalender und dachte daran, dass es sich scheinbar um eine Krisenzeit handeln musste. Weil das Zerbrechen ihrer Beziehung mit der Wirtschaftskrise zusammenfiel, über die vielerorts in den Medien berichtet wurde. Börsenkurse fielen überall in der Welt ins Bodenlose und große Unternehmen

waren nur mehr einen Bruchteil ihres ursprünglichen Vermögens wert, wurde landauf und landab berichtet. Die Gleichzeitigkeit der zerbröckelnden Ereignisse entlockte ihr ein Schmunzeln, sodass sie eine geheime Art von Harmonie darin erkennen konnte. Während dieses Gedankens verzogen sich ihre Lippen zu einem Lächeln und unwillkürlich betrachtete sie sich in dem Spiegel, der über der Kommode hing. Sie fand wieder Gefallen an sich, war nahezu verliebt in ihre roten, vollen Lippen, die sie an die Grimasse einer frechen Puppe erinnerten. Seit Kurzem besaß sie einen bordeaux-farbenen Porsche. Sie hatte ihn über Geschäftskontakte von Arthur günstig erstanden und nahm mit einem lauten Klirren den Wagenschlüssel vom Schlüsselbrett. Wieder kam ihr der Gedanke, dass der Erwerb dieses Fahrzeuges mit der Trennung und dem Einläuten der wirtschaftlichen Umbrüche nahezu zeitgleich zusammenfiel, und unversehens gebar sie die Idee, dass der Zerfall gewohnter Strukturen nichts Schlechtes bedeuten musste, sondern der Neuanfang für noch nie Dagewesenes sein konnte. Sie warf sich einen leichten blauen Sommerblazer um ihre Schultern, zupfte ihre Haare zurecht, wischte sich mit der Fingerkuppe ihres kleinen Fingers Lippenstiftreste aus dem Eck ihres Mundes und verließ mit einem leichten Lächeln ihre Wohnung.

Valerie drehte den Zündschlüssel und der Motor des Sportwagens machte sich mit einem dezenten Röhren aus dem Hintergrund bemerkbar. Das erste Mal fühlte sie an diesem Abend, dass sie Teil eines Raumes gleichsam einer Theaterkulisse war, dessen Requisit sie zu diesem Zeitpunkt als seiender Mensch in ihrem Wagen ausfüllte. Sie fuhr die lange Einfallstraße Richtung Zentrum entlang und dachte daran,

dass in einem Buch, das sie vor Kurzem gelesen hatte, diese großen Straßen auch Chausseen genannt wurden. Obschon das Wochenende begonnen hatte und an einem Freitagabend üblicherweise viel Verkehr aus der Stadt und in die Stadt hinein unterwegs war, war an diesem Abend äußerst wenig los, und so konnte sie zügig die breite, von großen Laubbäumen gesäumte Straße passieren. Die Seitenscheiben des Wagens waren heruntergekurbelt, sodass ihre Haare im Fahrtwind wirr durcheinander wirbelten. Die laue Sommerabendluft vermengte sich mit einer angenehmen Frische und in dieser erhebenden Melange aus Wärme und Kühle näherte sie sich rasch dem Zentrum ihrer Heimatstadt. Sie hatte kein bestimmtes Ziel, fuhr einfach drauf los, folgte ihrer Intuition, auf die sie sich immer verlassen konnte. Nachdem sie schon eine Weile gefahren war, kam sie durch die unterschiedlichsten Bezirke der Stadt, sah das eine oder andere Lokal beim Vorbeifahren, von dem sie etwa schon von ihren Freundinnen gehört hatte oder in dem sie schon einmal gewesen war. Sie konnte sich nicht entschließen, vor einem dieser Lokale stehen zu bleiben. Die Gastgärten waren gut besucht und die Menschen in ihrer leichten bunten Sommerbekleidung gaben trotz des bereits einfallenden Dämmerlichtes ein farbenfrohes Spektrum ab. Valerie genoss diesen Anblick, lenkte durch enge Gassen und war glücklich, nicht Teil dieses Schauspiels zu sein, sondern dieses Zusammenleben der unterschiedlichsten Menschen von ihrem fahrenden Porsche aus der Ferne beobachten zu können.

Mittlerweile war sie mehr als eine Stunde gefahren und näherte sich der anderen Seite der Stadt, die am gegenüberliegenden Ende ihres Wohnviertels lag. In dem Augenblick, als



die Straßenschilder periphere Ortschaften und Kleinstädte ankündigten, wurde ihr bewusst, dass sie hier noch nie gewesen war. Eine Gegend, die ihr gänzlich fremd und unbekannt war. Valerie wollte an der letzten Kreuzung wenden, musste vor einer der letzten Ampeln der Stadt anhalten, starrte in das rote Stopplicht und hatte das Gefühl, von dem intensiven Rotschimmer vollends aufgesogen zu werden. Das vorbeirasende auf- und abblinken eines Blaulichts holte sie aus ihrer geistigen Abwesenheit abrupt zurück und sie erschrak, als einige Autos hinter ihr laut hupten, nachdem die Ampel seit Längerem bereits auf Grün geschaltet hatte. Sie trat aufs Gaspedal und nach ein paar hundert Metern, als sich die entstandene Fahrzeugkolonne wieder aufgelöst hatte, sah sie beim Passieren der Stadtgrenze unmittelbar neben der beginnenden Landstraße wieder ein blaues auf- und ableuchten. Diesmal kamen diese blauen Leuchtreflexe nicht von einem Einsatzfahrzeug, sondern umrankten als funkelnde Lichterkette ein ebenerdiges Haus mit roten Dachschindeln. „Blue Paradise“ konnte Valerie während des Fahrens flüchtig erkennen. Die von Hand beschriebenen Werbetafeln – die Speisen und Getränke offerierten – und der großflächige Wegweiser zu einem vor dem Gebäude liegenden Parkplatz, ließen darauf schließen, dass es sich hierbei um eine Art Motel handeln musste. Fast wäre Valerie an der Einfahrt schon vorbeigefahren, als sie einer Intuition folgend im letzten Moment den Wagen unvermittelt abbremste und gerade noch auf den Parkplatz einbiegen konnte.

Sie war neugierig geworden, wollte wissen, wie es in dem Inneren dieses Lokals aussah und ob sich Gäste darin befänden. Am Parkplatz nahm sie nur einige Autos wahr, die wie

gekippte Dominosteine verloren auf der großflächigen Betonfläche umher standen und es schien, dass sie von ihren Besitzern vergessen worden waren. Valerie stieg aus ihrem Wagen, schlug mit einem sanften Schwung die Autotür zu und ging geradewegs auf den Eingang zu. In der Ruhe und der Stille, die von dieser Umgebung ausging, hörte sie das Klappern ihrer Schuhabsätze, und ihr wurde gewahr, dass sie dieselbe Kleidung trug, mit der sie heute im Büro war. Die Kombination mit den hochhackigen mattroten Pumps, dem knielangen schwarzen Rock, der weißen Bluse und dem blauen Blazer, nannte sie für sich insgeheim immer „Die Uniform“. Jene Kleidung, die sie für ihre tägliche Arbeit als zweckmäßig erachtete, aber doch eine gewisse Wirkung nach sich zog. Nach ein paar Schritten war sie vor dem Eingang angekommen, fühlte sich sehr selbstbewusst und die misstrauische Stimmung, die sie zu Hause auf ihrem Balkon noch hatte, war schon während der Autofahrt wie weggeblasen und neutralisiert, als stünde sie unmittelbar vor dem Eintritt in eine noch nie da gewesene Atmosphäre.

Als sie die bronzefarbene, schwere Eingangstür öffnen wollte, drehte sie vergebens am Türknauf. Sie versuchte es mehrmals, drehte den Knauf nach allen Richtungen, aber es schien versperrt zu sein. Sie verharrte kurz, versuchte in das Haus hinein zu hören und glaubte ein paar gedämpfte Stimmen zu vernehmen. Auch war der gelbliche Schimmer eines Lichtes durch eine kleine mattweiße Scheibe, die wie ein Bullauge in der oberen Hälfte der Türe mittig angeordnet war, auszumachen. Sie schloss daraus, dass jemand im Inneren des Hauses sein musste. Je mysteriöser und verklärter ihr dieses Motel – oder was immer es sein mochte – vorkam, desto

reizvoller war es für sie, Eintritt in das Haus zu bekommen. Sie hob ihre rechte Faust, um ein paar Mal fest gegen die metallene Türfront zu klopfen, doch in diesem Augenblick öffnete sich wider Erwarten mit einem rasanten Schwung die Türe, sodass Valerie dachte, das Ganze sei nur eine billige, leichtgewichtige Holzattrappe, um ungebetene Gäste fernzuhalten. Was sie denn hier wolle, fragte ein großgewachsener, etwas schlaksiger Mann, der Mitte vierzig sein durfte und hohlwangig war. Sie war ob des unerwarteten Öffnens erschrocken, zuckte leicht zusammen und sagte, als hätte sie diesen Satz wie die Statistenrolle eines Komparsen einstudiert, dass sie einen kleinen Imbiss und etwas zum Trinken wolle. Der Mann trat ein paar Schritte zurück, gewährte ihr großzügig Einlass, in dem er einen gehörigen Respektsabstand zu ihr hielt und bat sie, vorgehen zu dürfen, um sie in den Restaurantbereich zu führen. Valerie folgte ohne zu zögern, und während sie durch dunkle Gänge gingen, die nur mit Notausgangslampen provisorisch fahl beleuchtet waren, erzählte er mit leicht zurückgewandtem Kopf, dass sie sich derzeit in der Umbauphase befänden und eigentlich geschlossen hätten. Für einige Stammgäste oder für sogenannte Laufkundschaft von der Straße, die gleichermaßen wie sie vorbeikämen, um sich etwas zu stärken, würden sie spontan öffnen. Auch sei unter geregelten Umständen am Freitag immer der Tanzabend im Freien, sodass sie diese Tradition auch bei eingeschränkter Geschäftstätigkeit beibehalten wollen und heute daher der Tanzbereich mit Barbetrieb geöffnet sei. Dort könne sie auch eine Kleinigkeit essen und weil es so ein warmer Sommerabend sei, hätte man für die paar Gäste den Aufwand nicht gescheut, die große Terrassentüre zu öffnen. Der großgewachsene Mann sagte diese

Sätze wie den monotonen Text einer Museumsführung mit großem Selbstverständnis. Da der Mann sehr schnell ging und auch sehr schnell sprach, konnte sie ihm kaum folgen, stolperte über ein paar Treppen, die sie in einen großen dunklen Raum mit gewölbtem Plafond führten. Es erinnerte Valerie an ein Planetarium. Es fehlten nur noch die Planeten und die Sterne auf der halbkugeligen Fläche, die wie ein dreidimensionaler Schirm über ihr und den Köpfen der weit verstreuten Gäste hing. Sie war überwältigt und bemerkte nicht, dass der Mann schon wieder längst im Dunkel verschwunden war. Valerie legte kurz ihren Kopf in den Nacken, sperrte ihre Lider weit auf und bemerkte, dass sich ihre Pupillen der Schwärze anpassten und die dunkle Umgebung allmählich eine Form bekam. Und je länger sie auf das Gewölbe starrte, desto blauer wurde es und weiße Punkte huschten funkelnd wie Sternschnuppen von einem Ende zum anderen. Jetzt verstand sie auch den Namen „Blue Paradise“, den die Szenerie sollte samt ihren sternähnlichen Punkten und den Bartheken, die wie kleine Würfel an scheinbar beliebigen Stellen inmitten einer großen, kreisrunden Tanzfläche platziert waren, eine himmlische Stimmung suggerieren. Und ihre Gedanken schienen kaum mehr fassbar zu sein, stoben wie die vermeintlichen Sternschnuppen an der Innenseite des Gewölbes entlang, das spitzbogenförmig in einer kleinen Scheibe oberhalb des Mittelpunktes der kreisrunden Tanzfläche wie die Spitze der Kuppel einer barocken Kirche zusammenlief.

Valerie senkte wieder ihren Kopf, wollte sich einen Platz suchen, um ein Glas Rotwein mit einer Karaffe Wasser zu bestellen. Ob es auch hier etwas Weichkäse mit Weißbrot gibt, fragte sie sich. Sie ging am äußeren Rand der Tanzfläche

entlang, näherte sich wie in einem Schneckenhaus langsam dem Zentrum. Sie hatte ihr Denken wieder unter Kontrolle, nahm das künstliche Firmament – das sie außerhalb dieses Gebäudes nicht vermutet hätte – zur Kenntnis, und war ob der Tatsache verwundert, dass doch mehr Gäste da sein mussten als Autos auf dem Parkplatz standen. Ihr Selbstbewusstsein zirkulierte in jeder Pore ihres Körpers und sie steuerte auf einen Platz mit zwei Stühlen und einem Marmortischchen zu, das unweit neben einem der vielen verstreuten Bartresen positioniert war. An der Bar lehnte ein mit einem Businessanzug bekleideter Mann mit dem Rücken zu ihr, der sich kaum bewegte und einer unbeweglichen Schaufensterpuppe eines Boutique-Auslagenfensters glich. Sie setzte sich, sah sich nach einem Kellner um, der weit und breit nicht zu sehen war, was sie weiter nicht störte. Erst jetzt beobachtet Valerie, dass viele Paare tanzten, sich zu ruhigen Barjazzrhythmen um ihre Achse drehten und sich zwischen den würfelförmigen Bartheken und den Tischensembles leichtfüßig hindurch bewegten. So beiläufig bemerkte sie, dass es sich um sechs Paare handeln dürfte, die sich traumwandlerisch an etwa sechzig Tischgruppen vorbeibewegten. Es entkam ihr ein lautes „Na so etwas“, und sie war selbst überrascht, dass sich ihr Denken in gesprochene Worte verwandelte, die sie nicht vorhatte, auszusprechen. Je mehr sie sich dem Treiben und dem stillen Einverständnis der hier anwesenden Menschen anvertraute, umso stärker kam ihr der Gedanke, dass sie hier an einem Ort sei, der sie an bereits Erlebtes erinnerte. Es war ein Raum mit anderen Paradigmen, mit einer Umkehrung der Verhältnisse. Denn, dass ihr ein ungewolltes „Na so etwas“ entkam, war dem Umstand geschuldet, dass sie noch vor wenigen Stunden wegen der Zahl sechzig ob ihres verfehlten Wunschgewichtes

etwas misstrauisch gewesen war. Und sich aber nun darüber amüsierte, dass ihr gegenwärtiges Gewicht – das ihr zum jetzigen Zeitpunkt vollkommen gleichgültig war – mit der Zahl der Tischensembles deckte. Sie wurde den Gedanken nicht los, dass sie nicht nur in einem anderen Raum, sondern auch in eine andere, unergründliche Zeit versetzt war. Alles schien hier Zeit und doch wieder nicht Zeit zu sein, hatte gewissermaßen einen Nimbus von Zeitlosigkeit, die überging in eine Unendlichkeit. Sie dachte, ein herkömmliches Denken in den gewohnten Kategorien sei hier nicht möglich, würde durch etwas verhindert werden, das über die dämmrige Stimmung und das tiefblaue Himmelszelt hinausgehen würde. Und mit einem Mal kam ihr die Traurigkeit, die sie noch in ihrer Wohnung verspürt hatte, nahezu unreal vor. Als wäre auch der Wunsch, das gleiche Gewicht wie ihre Freundin Saskia zu haben, nur ein absurder, nicht fassbarer Gedanke gewesen, wie der Himmel über ihr. Auch ihr kürzlich erstandener Porsche zerlegte sich in seine Einzelteile, wie eine aus Mosaiksteinchen bestehende Kugel, die in sich zusammen fiel. Nichts stand mehr dort wo es war, alles war Chimäre, ein weißblasser Schweif, der sämtliche Wirtschaftskrisen, Besitztümer und Leiden ob eines Liebesverlustes oder welcher Umstände auch immer, wie ein Orkan hinwegfegte.

Valeries Denken ging jetzt auf in den beredten Rhythmen der Musik, die keine Worte als Sprache brauchten, aber doch mehr sagen konnten, als die besten Rhetoriker es je vermochten. Die Dimensionen der Räume, der Zahlen, der geweinten Tränen aus der Vergangenheit und die in die Zukunft gerichteten Vektoren verschmolzen zu einem großen Ganzen. Und ehe sie sich ihren fließenden Gedanken vollends

hingeben konnte, stupste sie jemand leicht an der Schulter, was sie kaum wahrnahm. „Entschuldigen Sie, aber darf ich Ihnen etwas zum Trinken bringen oder wollen Sie die Speisekarte?“

Sie schrak kurz zusammen, erwachte wie aus einem somnambulen Zustand, konnte im Dunkel nicht sofort erkennen, wer vor ihr stand und sie gefragt hatte. Valerie spürte einen leichten Luftzug, der vom Garten über die Terrassentür hereinwehte und mit seinem Föhnwind der Tanzfläche samt seinen Bartresen einen mediterranen Flair verlieh, sah kurz zu dem Mann auf, und blickte in die Augen von Arthur.

Silvia Friedrich

Weihnachten bei Goethe

---

„Schau mal, ein Päckchen für Dich!“, rief Mama und kam mit einem Paket unterm Arm in mein Zimmer gerannt. „Das ist sicher von Onkel Friedrich aus Weimar.“

„Welcher Onkel Friedrich?“

Ich hatte noch nie von einem Verwandten dieses Namens gehört.

„Ach, der ist schon so lange in unserer Familie, dass niemand mehr weiß, wer eigentlich mit ihm verwandt ist.“

„Warum sieht man ihn denn so selten?“

Nun war ich auch neugierig geworden.

Mama hockte sich neben meinen Schreibtisch, an dem ich seit Stunden für die Schule an einem Aufsatz schrieb: „Naja, er ist ein wenig sonderlich. Hat immer so merkwürdige Dinge erzählt.“

„Was für Dinge denn?“

„Er berichtete immer von Reisen durch die Zeit und dass er Goethe persönlich gekannt hat.“

„Was?! Und so jemanden habt ihr mir vorenthalten? Und warum schickt der mir ein Päckchen, ausgerechnet mir?“

„Vielleicht weil er dich mag!“

„Aber er kennt mich doch gar nicht.“

„Doch, er war bei deiner Taufe dabei. Deinen Vornamen hat er ausgesucht. Er wollte dich gerne Johann nennen und hat dir damals das Bild geschenkt.“

„Das da über meinem Bett?“

Mama nickte. „Jetzt muss ich mich aber sputen. Papa kommt gleich und wir wollen ja noch zur Chorprobe wegen der



Weihnachtsfeier.“ Schon verschwand sie und die Tür klappte zu.

Mich ließ sie mit dem Paket allein. Es war recht groß und flach und mit einer alten Sackschnur verschnürt. Ich stand auf und sah mir das Bild über meinem Bett einmal genauer an. Ich hatte es lange nicht betrachtet. Es war in den Jahren sehr nachgedunkelt und zeigte eine Szene aus dem 18.

Jahrhundert. Eine Schreibstube, ein Mann stand dort am Pult und schrieb etwas. Er trug einen Zopf und war vornüber gebeugt, vertieft in seine Arbeit. Ich konnte nichts damit anfangen. Hatte das Bild auch nie beachtet. Vielmehr interessierte mich das Paket. „Bitte öffnen“ stand darauf. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Schon riss ich das Papier in Fetzen. Die Schnur war störrisch und ich musste den Paketinhalt schließlich mit der Schere befreien. Zum Vorschein kam ein großer Adventskalender. Sehr schwer und kunstvoll altertümlich gestaltet. Die Türchen jedes Einzelne so groß wie eine Tafel Schokolade. Ich freute mich riesig ob der leckeren Dinge, die ich darin finden würde. Ein Zettel war auf den Boden gefallen. Ich hob ihn auf und las:

Mein lieber Johann,  
lang sahen wir uns nicht. Jedoch habe ich deine Entwicklung aus der Ferne stets beobachtet. Niemand weiß, wie lange ich noch auf der Erde verweilen werde. So vererbe ich Dir heute schon eines meiner schönsten Besitztümer. Dieser Adventskalender hat mich während meines langen Lebens begleitet. Vielleicht hast du die gleiche Freude daran wie ich. Gehe sorgsam damit um und gebe ihn niemals aus der Hand. Er wird dich seltsame Dinge lehren. Gedenke stets der Worte meines lieben Freundes Goethe: Das Wunder ist des Glaubens

liebstes Kind. Gehab dich wohl, mein lieber Junge. Alles Gute für Dich

Dein Onkel Friedrich

Ich verstand kein Wort. Was hatte der alte Zausel gemeint? Mama riss die Tür auf, um mir mitzuteilen, dass Papa und sie nun zum Singen gingen. Ich hörte gar nicht hin. Das Dings interessierte mich viel mehr. Welches Geheimnis war dahinter verborgen? Ich rüttelte an dem Geschenk, schnüffelte daran herum. Aber nichts, es roch nur nach altem Karton. Erst morgen am 1. Dezember konnte ich das Rätsel lüften. So vertiefte ich mich wieder in meine Arbeit und vergaß die Zeit. Irgendwann kamen meine Eltern wieder, gingen aber gleich zu Bett.

Alles war still, nur die alte Pendeluhr im Wohnzimmer schlug den Takt zur Nacht. Mitternacht. Ich musste diese Arbeit über die Dichter der Klassik bis morgen fertig haben. Also hieß es aufbleiben.

„Es ist schon spät!“

Erschrocken fuhr ich herum. Hinter mir hatte jemand gesprochen.

Ich werde wahnsinnig, schoss es mir durch den Kopf. Da saß im Schein meiner Nachttischlampe, im Sessel direkt neben meinem Bett, ein Mann. Er trug altertümliche Kleidung und eine Zopfperücke. Außerdem hatte er fatale Ähnlichkeit mit dem Mann auf meinem Bild.

„Ich beobachte Sie schon eine ganze Weile, mein Herr“, sagte er freundlich und lächelte. „Wenn Sie Fragen an mich haben, so bin ich geneigt, Ihnen diese gerne zu beantworten.“

„Wer sind Sie...?“ ,stammelte ich.

„Ist das alles, was in seinen Gehirnwindungen kreist? Ich heiße

wie Sie, Johann. Nachname Goethe.“

„Sie...sie sind Goethe?“ Sicher sah ich aus, als ob mich der Schlag getroffen hatte.

„Mit Verlaub“ sagte mein Gast, „ ich meinte, Sie schrieben an einem längeren Werk über die écrivains meiner Zeit?“

„Die was?“

„Nun, über die Poeten meiner Zeit!“

„Ihre Zeit? Welche Zeit meinen Sie denn?“

„1774 meine ich.“

Ich musste schlucken. „Dann...dann haben Sie in dem Jahr gerade ihren Werther veröffentlicht?“

Mein Gast nickte. „Ja, und es hat einigen Aufruhr darob gegeben.“

Ich war zutiefst bewegt. Das saß das größte Genie, das unser Land je hervorgebracht hatte neben meinem Bett und erzählte mal eben von diesem absolut einmaligen Werk der Literaturweltgeschichte.

„Hat er nun Fragen, die ich ihm beantworten könnte?“

Mein nächtlicher Freund erhob sich, ging ein wenig hin und her.

„Fragen, ich? Am liebsten würde ich mit Ihnen reisen in Ihre Welt. Ich bin zutiefst erschüttert über das Wunder, das hier gerade geschieht.“

„Dann komm.“

„Wie bitte?“

Statt zu antworten, nahm er meine Hand, schaute mir tief in die Augen und flüsterte irgendeinen geheimen Spruch. Gleich darauf flogen wir durch einen Tunnel. Mir blieb der Atem weg, so schnell ging es und nach etwa einer Minute wurde ich mit heftigem Drall auf einen Holzboden geschleudert.

„Was war das und wo sind wir hier?“

Ich rieb an meiner schmerzenden Rückseite.

„Psst, leise, die Eltern ruhen noch“, flüsterte mein Reisebegleiter.

„Du befindest dich in meiner Schreibstube. Dort in der Ecke steht eine Chaiselongue. Da kannst Du ruhen bis es hell wird.“ Ich hatte noch nie einen Menschen gekannt, der zum Sofa Chaiselongue sagte. Goethe zündete eine Kerze an. Alles sah genauso aus wie auf dem Bild über meinem Bett. In der Ecke stand das Pult. Goethe stellte sich daran und begann zu schreiben.

„Das ist doch viel zu dunkel“, flüsterte ich. „Sie ruinieren Ihre Augen!“

„Noch mehr Kerzen anzuzünden erlaubt der Vater nicht“, flüsterte er zurück. „Ich muss jetzt schreiben. Er hat mich inspiriert.“

Ich legte mich hin und dachte nach. Wenn der junge Goethe jetzt durch mich noch auf neue Geschichten kommt, dann müsste man ja direkt die Literaturgeschichte ändern. Unglaublich.

Mit diesen bescheidenen Gedanken schlief ich ein und erwachte erst, als ein Hahn unsagbar laut krächte.

Ich sah zum Schreibpult. Goethe hatte tatsächlich die ganze Zeit dort gestanden und geschrieben. Nun war es einigermaßen hell. Ich richtete mich auf: „Ich dachte, wir sind hier in Frankfurt am Main? Wieso gibt es so laute Hähne in der Stadt?“

Mein Gastgeber drehte sich um: „Oh, er ist erwacht? Hähne und Hühner gibt es doch überall. Bei ihm nicht? Wo bekommt er frische Eier her?“

„Aus dem Supermarkt“, antwortete ich. „Wo ist denn hier die Toilette?“

Goethe kam auf Zehenspitzen näher, wies mich durch die Zimmertür in den Flur und flüsterte, dass ich nun drei Stockwerke hinunter gehen müsste, dann in den Garten. „Ach, das findet er nie. Also komm, ich zeige es Dir.“

Schon stolperte ich hinter ihm her. Wir gingen die knarrenden Holztreppen hinunter. Meine Güte, was für ein großes Haus. Es roch nach Bohnerwachs und Holzrauch. Wahrscheinlich durch die vielen Öfen in den Räumen. Schließlich kamen wir in einen Innenhof, der völlig verschneit war. Vor einer Holztür ließ er mich stehen.

Alles klar! Selbst unser größter Dichter hatte auch nur ein Plumpsklo.

Es war saukalt und zog von allen Ecken. Wie haben die Menschen das nur ausgehalten? Schnell verkroch ich mich wieder ins Haus, um in Goethes Schreibstube zu gelangen. Doch auf der wuchtigen, dunklen Treppe kam mir ein Mädchen entgegen. Sie war recht hübsch. „Entschuldigen Sie, dass ich hier einfach so ....“, ich stammelte mal wieder, wusste nicht so recht. Sie lächelte in sich hinein, ohne ein Wort zu sagen.

„Darf ich mich vorstellen, ich bin...“ Erst jetzt sah ich, dass sie meine ungewöhnliche Kleidung genau betrachtete. Meine Hose stand auf. Wie furchtbar. Hoffentlich kam ich jetzt nicht gleich in einen Turm wegen unzüchtiger Handlungen. Je mehr ich an mir zurrte, umso mehr lachte sie. Das muss meinen Freund Goethe aufmerksam gemacht haben, denn schon stand er neben uns. Er kaute irgendetwas, kam anscheinend aus der Küche, die rechts im Flur lag, wenn man vom Garten herein kam. „Darf ich bekannt machen? Hier...“, er zeigte auf mich, „handelt es sich um meinen Freund aus der Zukunft, der kurioserweise meinen Namen trägt: Johann. Und hier, das ist

meine Schwester, Cornelia Friederica Christiana Goethe, verheiratete Schloßer. In dem Moment, als er diese Tatsache erwähnte, verdunkelte sich ihr Gesicht. Sie rannte davon. „Sie ist nicht glücklich“, flüsterte mein Freund mir ins Ohr. „Sie liebt ihn nicht, ihren Mann. Außerdem hat die kürzlich erfolgte Geburt ihrer Tochter sie fast das Leben gekostet.“

„Das ist ja furchtbar. Dabei ist sie noch so jung.“ Ich sah ihr nach. Sie war die Treppen hinauf gelaufen.

„Komm, ich stelle Dich meinen Eltern vor“, sagte mein Freund und zog mich den Flur entlang zu einem Raum gleich neben der Küche, der sich als Speisezimmer erwies.

Dort hockte an einem ovalen Tisch, der festlich gedeckt war, ein älteres Ehepaar. Goethe stellte mich vor und obwohl ich meinte, die Eltern müssten erstaunt sein über so einen Überraschungsgast, schienen sie derartige Besuche schon zu kennen. Ich durfte mit an der Tafel sitzen und ließ es mir schmecken. Viele Dinge, die sie zu sich nahmen, waren mir vollends unbekannt. So schaute ich immer, wie meine Gastgeber vorgingen, um es ihnen gleich zu tun. Wir saßen zu viert am Tisch. Erst nach einer Weile erschien auch Cornelia wieder. Sie hatte sich frisch gemacht und schaute mir während des ganzen Frühstücks genau zu. Jede Handbewegung registrierte sie und lächelte mir immer mal wieder ins Gesicht. Sie schien mich zu mögen. Auch ich konnte meine Zuneigung kaum verbergen. Das Gespräch mit Goethes Eltern war so anregend, dass ich mir mehr und mehr erklären konnte, warum dieses Genie so einen reichhaltigen Sprachschatz hatte. Es wurde philosophiert und gedacht, hinterfragt und beraten. Selbst Cornelia, die die ganze Zeit geschwiegen hatte, meldete sich zu Wort. Ein blühendes Miteinander, anregend und wunderbar.

Hin und wieder kamen einige Dienstmädchen aus der Küche, um leise etwas vom Tisch zu räumen oder hinzustellen. Man fragte mich nach meiner Zeit und wie sich unser Land entwickelt hat und so redeten wir endlos lang bis Vater Goethe die Tafel aufhob. Sofort standen alle anderen Familienmitglieder auch auf und gingen ihrer Wege.

„Möchten Sie nicht das Weihnachtsfest bei uns verbringen?“, fragte mich der alte Herr und ich nickte freudig. Meine eigenen Eltern kamen mir in den Sinn. An die hatte ich überhaupt nicht mehr gedacht.

Und so als hätte er es geahnt, fügte der Hausherr hinzu: „Gerne können Sie ihre Eltern auch noch herbei holen. An Gesprächsstoff wird es uns nicht mangeln.“

Ich nickte, freute mich, wusste aber nicht so recht, wie das alles funktionieren sollte.

Der junge Goethe nahm mich mit in sein Studierzimmer und ich schaute mich ein wenig um. Ganz oben unterm Dach lag es. Gleich links neben der Eingangstür ein Scherenschnitt von Lotte Buff.

„Hast Du sie inzwischen überwunden?“, fragte ich ihn.

„Ich hab schon lange nicht mehr an sie gedacht“, antwortete er und sah aus dem Fenster.

„Das glaub ich nicht so ganz, Goethe.“

„Sie hat den sicheren Weg gewählt. Kästner ist ihr ein ausgezeichnete Ehemann.“ Er schien noch immer betrübt über die vergangene Liebe zu Charlotte Buff.

„Hast Du auch eine Schwester?“, fragte er mich.

Ich nickte: „Ja, sie studiert in Amerika.“

Goethe drehte sich um: „Welch wunderbare Zeit. Mädchen dürfen studieren? Erzähle das nicht Cornelia, die würde sofort mit Dir gehen.“

„Ich nähme sie gerne mit“, errötete ich. Jetzt erst merkte ich, dass ich mich ein wenig verliebt hatte.

„Soll ich euch helfen zu fliehen?“, fragte er mich.

„Ja, aber ihr Mann und ihr Kind?“ So sehr ich mich auch in Goethes Schwester verguckt hatte, so sehr fürchtete ich mich vor der Verantwortung. Und überhaupt, wie sollte das gehen? Hinter der Tür rief eine Frau meinen Namen: „Johann, hörst du nicht? Johann. Hallo!“

War es Cornelia, die alles mit anhörte?

Und wieder: „Johann, mein Güte, Johann.“

„Öffne die Tür“, sagte Goethe, „schau nach, wer es ist.“

Ich wollte nicht. Wie sollte ich in unserer Welt erklären, wo diese Frau herkam? Und was wollte sie von mir? Welche Erwartungen hatte sie an mich?

Das Rufen wurde lauter, fordernder.

„Johann, jetzt steh endlich auf.“ Ich schlug die Augen auf und sah in das Gesicht meiner Mutter. „Du musst los. Hast du wieder bis weit nach Mitternacht gearbeitet? So geht das nicht weiter. Diese blöden Dichter der Klassik sind auch nicht so wichtig.“

„Wo ist Goethe?“, stotterte ich.

„Da siehst du es. Du bist schon ganz durcheinander“, meine Mutter rannte hin und her, räumte meine Sachen von links nach rechts.

„Aber, ich sollte doch Cornelia mitnehmen.“

„Welche Cornelia?“ Meine Mutter blieb stehen und schaute mich an.

„Na, die Schwester von Goethe“, jetzt erst war mir klar, dass ich sie niemals wiedersehen würde. „Und ihr sollt **auch** bei den Goethes Weihnachten feiern.“

Meine Mutter schaute mich entgeistert an: „ich glaube, ich



muss mal mit deinem Deutschlehrer reden. Ihr seid ja völlig überfordert. Schau doch mal lieber deinen Adventskalender an. Heute darfst du eine Tür öffnen.“ Sie reichte mir das Monstrum von gestern in mein Bett.

„Oh, die erste Tür steht ja schon auf. Da konntest du es wohl gar nicht abwarten gestern, was?“ Schon war sie wieder draußen.

Ich besah mir den Kalender. Hinterm Türchen lag ein gefalteter Zettel.

Als ich ihn öffnete, blieb mir die Luft weg. Da stand in schnörkeliger, weiblicher Handschrift:

Geschätzter Fremder,  
bitte kommen Sie wieder.

Bei Ihrem nächsten Besuch, werde ich Sie  
in Ihre Zeit begleiten.

Und wer weiß, vielleicht finden wir zueinander?  
Ihre Cornelia.

## **Freiheit ist ein Loch im Streuselkuchen**

Sina (eine, die ich von meinem Turm aus beobachten kann) hat den Motorradführerschein gemacht. Jetzt fühlt sie sich richtig echt frei. Wenn sie angeknattert kommt, eingehüllt in Benzindämpfe, nimmt sie ihren Helm ab und ihre Augen sprühen Freiheit. Sina hat schon mindestens 50 Männer, wie sagt man „gehabt“. Sie ist da immer sehr schnell. Wenn sie einen kennenlernen will, dann macht sie das über das Bett. „Den will ich richtig kennenlernen“, sagt sie und dann geht’s in die Federn, Freiheiten genießen.

Sinas Freundin Ilse (mit der sie manchmal an meinem Turm

vorbeiknattert. Weiß der Kuckuck wie sie Ilse auf den Rücksitz ihrer Kawasaki bekommt?) ist eine Frau, die von ihren Eltern sehr unterdrückt wurde. Ilse lebt nicht, sondern wartet auf die Rentenzeit. Vielleicht, damit dieses Elend, was sie für Leben hält, endlich zu Ende geht. Sie spart, weil man es ihr beibrachte. Sie schaut der Welt zu, wie sie lebt. Wie andere Kinder kriegen, ins Kino gehen oder verreisen. Sie sagt, im nächsten Jahr verreise ich auch, aber sie tut es nicht. Schon einige Monate vorher sagt sie die Reisepläne ab.

Wahrscheinlich, weil das zu viel kostet. Sie schätzt am meisten an ihrem Mann, dass er sparsam ist. Sie trinkt nicht, raucht nicht, isst aber. Wenigstens das. Vielleicht zu viel Kuchen und Süßes. Ihr Mann Gerd ist ein Stiller. Er geht immer einen Schritt hinter ihr und schaut, was sie möchte. Dann, wenn er sieht, welche Richtung sie einschlägt, folgt er ihr. Gerd nimmt sich jedes zweite Wochenende frei von Ilse. Denn er muss arbeiten, sagt er. Ich sehe ihn sonntags auf dem Weg zu seinem Job (oder wo immer er sonst hinfährt). Beide suchen ohne Unterlass nach einem Seniorenplatz für später.

Jonathan (auch vom Turm aus zu sehen) hat neuerdings Panikattacken. Seitdem die da sind, haben sie ihn im Griff. Es kam, nachdem seine Freundin ihn verließ. Und sein Hund starb. Beides kurz hintereinander. Seitdem ist er völlig unfrei geworden. Kann kaum noch arbeiten gehen. Die anderen sagen, er solle doch Johanniskrauttee trinken. Aber Jonathan mag keinen Tee.

Jeden Morgen, wenn ich das Fenster öffne, sehe ich gleich gegenüber die alte Clasen. Sie hat graue Haare und einen gutmütigen Mann, den Karl. Frau Clasen hasst die Welt. Sie lacht wenig. Und wenn man sie anspricht (ich tue das wirklich nicht mehr wegen einiger unschöner Vorfälle), dann muffelt

sie, dass man schon sehen werde, wohin das alles führe. Ihr Mann lächelt den ganzen Tag stumm vor sich hin und freut sich an der Natur. Er ist Ornithologe, hat eine Vogelsammlung zuhause (alle schon tot und ausgestopft) und manchmal geht er in aller Frühe mit seinen Messgeräten auf Stimmenfang. Ich vermute Frau Clasen schläft dann noch. Gleich neben Clasens wohnt Pilzesammler. Ich nenne ihn so, weil er die Menschen als Pilze betrachtet. Anders als ein durchschnittlicher Pilzesammler, der gebeugt suchend durch den Wald schleicht, steht er vor seinem Haus und wartet darauf, dass sie an ihm vorbeiziehen: die Braunkappen, Birkenpilze, Goldröhrlinge oder gemeine Morchelbecherlinge. Wenn sie ihm zusagen, redet er freudig auf sie ein, als wäre morgen die Welt zu Ende und erzählt ihnen vom Leben an sich und im Besonderen. Von dem Treffen mit Tante Gertrud an Weihnachten 1971 oder vom Geburtstag seines Bruders in den letzten Kriegstagen. Er schäumt über vor Freude, wenn er seine Geschichten erzählt. Hin und wieder geht „Irnswie“ am Turm vorbei. „Irnswie“ heißt so, weil er jeden Satz immer mit „Irnswie“ beginnt. „Irnswie ist das Wetter heute nicht so kühl wie sonst, irnswie habe ich mir neulich den Fuß verrenkt“. Irnswie ist ein Vertreter der Gattung: unfrei bis ans Lebensende. Er schaut traurig, geht gesenkten Hauptes, lebt spartanisch. Und diese Kargheit setzt sich in seiner Sprache fort, indem er bei den Worten die Buchstaben spart. Neulich stand er in der Straße (ich sah ihn mit Herrn Clasen stehen) und sagte: „Irnswie ha ich nochma eine Zeitu gkaft. Da sin schö Bild dri.“ Clasen schaute ihn lächelnd an und schaltete sein Gerät mit Vogelstimmen ein, die er am Morgen aufgenommen hatte. Es zwitscherte plötzlich die ganze Straße entlang. Irnswie lächelte zum ersten Mal seit Weihnachten 1982. „Das is gnz schö un

gefä mi“, raunte er, was Clasen dazu animierte den Vogelgesang noch einmal zurück zu spulen, um ihn erneut der Menschenmenge, die sich inzwischen angesammelt hatte, vorzuspielen. Trine war auch unter den Zuhörern. Sie hat sich Zeit ihres Lebens ihrem Mann untergeordnet, ist leise wenn sie spricht. Trine geht viel in die Kirche. An diesem Tag, der später in der Wohngegend als Vogelsängertag in die Geschichte einging, ließ sie den Kirchengang erstmals sausen. Manchmal steht sie mit Frau Krämer herum. Deren Ehe ist eine Katastrophe. Um dem zu entkommen, hat Frau Krämer sich in eine Krankheit geflüchtet. Oft höre ich sie über ihre Kopf-, Bein-, Nackenschmerzen berichten. Dann steht sie auf dem Bürgersteig mit Trine und beschreibt die Symptome. Trine eignet sich gut als Mülleimer. Sehr interessant zu beobachten ist Napoleon. Er heißt nicht so, hat aber ungefähr dessen Größe. Sein Haupthaar ist schütter und seine Mauseugen gehen flink hin und her, damit er nichts verpasst. Er redet nicht viel, aber wenn, dann ist es meistens eine Gemeinheit. Ihm scheint das richtig gut zu tun und er lächelt befreit. Wenn Napoleon und Pilzesammler sich begegnen, wird es spannend. Pilzesammler ignoriert die Gemeinheiten und Napoleon schimpft wie ein grünblättriger Schwefelkopf, weil er seine Sticheleien nicht unterbringen kann, denn Pilzesammler lässt keine Nanosekunde Luft übrig. Lebenszeit ist Erzählzeit.

Ich habe merkwürdige Menschen in meiner Umgebung. Genau genommen bin ich auch merkwürdig.

Ich war auch schon in Behandlung deswegen, also beim Psychologen. Doch die gaben allesamt auf. Ich meide Menschen, weil sie mir immer ihren Willen aufdrücken wollen. Ich kann mich gar nicht erinnern, dass das mal anders war.

Sobald ich mit Menschen in irgendeiner Weise zusammen kam, holten sie tief Luft und äußerten ihre Erwartungen an mich, die ich dann auch schnell erfüllen sollte. Denn sonst drohten sie, mich nicht mehr zu mögen. Und ich traute mich nicht NEIN zu sagen. Von morgens bis abends habe ich jahrzehntelang nichts anderes getan als Wünsche zu erfüllen. Das war sehr anstrengend. Irgendwie hatten die anderen auch so eine Art Kommunikationsnetz untereinander, denn es sprach sich rum, dass ich ein Wünscheerfüller bin. Sie nahmen mich als Sklaven und ich wurde ihr Diener. Es sei denn, ich wich ihnen aus. Konfliktscheu sagen die Psychologen. Ich fechte die Kämpfe mit den anderen nicht aus. Ich habe mich irgendwann entschieden, der Menschheit aus dem Weg zu gehen und fühle mich gut damit. Immerhin heißt Diener auf Lateinisch ja auch Servus. Im Fernsehen beobachtete ich all die Jahre gespannt die Werbung. „Die Freiheit nehm ich mir“, sang es aus dem Elektrogerät, während einige Menschen dabei wild ihren Kopf hin- und her bewegten, um damit einer Kreditkarte zu huldigen. „Weniger Laufzeit, mehr Freiheit“, versprach ein anderes Produkt. Wobei ich wirklich nicht mehr sagen kann, ob es sich um Durchfallmittel oder würzigen Camembert handelte. Als es von den Wahlplakaten „Freiheit statt Sozialismus“ herunter schrie, wandte ich mich von allem endgültig ab. Und die Psychos meinten: Ich kann jetzt doch so bleiben wie ich bin.

Mein Partner ist Sklave seines Zeitmangels. Er lässt sich von diesem Mangel durchs Leben prügeln und jammert, dass seine Lebenszeit niemals ausreichen werde für alles, was man von ihm verlange. Und er singt manchmal das Lied von Ambros: „I will frei sein, I will leben.“ Und tut es dann doch nicht, weil die Pflicht ruft. Und die sagt, Frei-Sein ist nicht.

Neulich fragte er mich, was eine Fehde ist. Ich finde sein Interesse an Sprache ganz toll, guckte bei Google nach und fand, dass fehdefähig nur Freie seien. Das bin ich nicht. Ergo auch nicht fehdefähig. Da liegt wohl die Ursache für meine Konfliktscheue. Ich habe gar keine Lust, jemandem den berühmten Handschuh hinzuwerfen, weil ich nicht zu den Freien gehöre. Ich kann also gar nichts dafür, wenn ich mich abende von der Menschheit.

Freiheit ist nach einer bestimmten Definition die Möglichkeit, ohne Zwang zwischen verschiedenen Eventualitäten frei entscheiden zu können. Ich stand schon 897.000 Mal vor Eventualitäten. Zum Beispiel, ob ich meinen Schwiegervater (der ein arger Stinktiefel ist) gleich oder erst später rauswerfe. Frei entschieden habe ich mich nicht. Der Stinktiefel durfte weiter stänkern. Ich gehorchte meinem Gewissen. Ich habe mich mittlerweile auch von meinem Gewissen verabschiedet. Es durfte nicht mit in meinen Turm. Und es geht mir viel besser seit der Trennung.

Manchmal backe ich mir einen Streuselkuchen. Wenn ich dann mit dem Finger ein Loch in den Teig drücke, zusehe, wie das Backwerk nachgibt und sich meinen Wünschen anpasst, dabei ganz ruhig ist und sich wunderbar anfühlt, spüre ich sie endlich. Freiheit ist ein Loch im Streuselkuchen.

## **Szene Toilettenpapier Werbung**

Innen Supermarkt - Tag

Im Hintergrund dudelt Fahrstuhlmusik aus dem Supermarktlautsprecher

Eine Frau, Anfang 40, steht vor einem Riesenregal mit Klopapierpackungen, schaut suchend. Sie ist attraktiv, aber Haaren, Gesicht und Kleidung sieht man den stressigen Alltag an.

Ein Mann im etwa gleichen Alter, sehr attraktiv, gesellt sich dazu und sucht ebenfalls die Reihen ab. Er beobachtet sie aus dem Augenwinkel.

Als sie eine Packung ungeschickt herauszieht, fallen weitere zu Boden.

Sie  
Mist, verflixter!

Er  
Darf ich helfen?  
Sie  
Danke, geht schon!

Beide stopfen die Packungen umständlich wieder ins Regal. Es kommt zu leichten Körperberührungen.

Sie  
(verärgert, weiter stopfend)  
Alles nur, weil Udo jedes Klopapierblatt einzeln berechnet. Der Idiot besteht auf das Günstigste!

Er (lächelt)  
Ich gebe mich damit nicht zufrieden. Ich bestehe immer auf das volle Programm!

Sie  
Programm?

Er  
(schaut sie an)  
Ja, weich, aber nicht zu weich. Mehrlagig, vielschichtig, farbig,  
duftend

Sie  
Natürlich?

Er  
...oder klassisch, weich, saugfähig!

Sie  
Lang und sicher?

Er  
Lang! UND Lage für Lage hochwertig.

Sie  
Ausdauernd und....reißfest?

Er  
(lasziv)  
im einzigartigen Wohlfhlformat!

Sie  
(zunehmend lasziver)  
...was die Rutschfestigkeit erhöhen kann.

Er  
(blickt auf ihren Busen)  
sicher saugend und traumweich



Sie  
parfümfrei, besonders sanft und ....

Er  
(atemlos lasziv)  
vierfach sicher

Beide Personen stehen sich nun zugewandt. Aus dem Supermarktlautsprecher tönt die Werbung: Im Falle eines Durchfalls bieten wir ihnen 65 Sorten blütenfrisches Toilettenpapier in jeder Preislage.

Er  
(schaut sie starr an)  
Wie werden Sie entscheiden?

Sie  
(auch starr)  
Das Günstigste war bisher immer sehr beständig!

Er  
...aber langweilig.

Sie  
..dennoch zuverlässig.

Er  
Manchmal lohnt es sich, etwas Neues zu versuchen

Die Hände beider Personen greifen gleichzeitig ins Regal zu

den Klopapierpackungen.

Sie  
Ist der Preis nicht zu hoch?

Er  
Unser Körper, gerade in DEM Bereich, sollte es uns wert sein.

Aus dem Supermarktlautsprecher tönt Katja Ebstein: Wunder gibt es immer wieder, und wenn sie geschehen, muss man sie auch sehen!

Beide Personen sehen sich die ganze Zeit an, wenden den Blick nicht vom anderen ab. Der Mann zieht ganz langsam eine Klopapierpackung aus dem Regal und lässt sie lasziv zu Boden gleiten. Die Frau greift ebenfalls ins Regal, zieht eine Packung heraus, lässt sie zu Boden gleiten.

Der Mann zieht aus einem höheren Regal zwei Packungen heraus, lässt sie zu Boden gleiten. Langsam greift auch die Frau zu diesem Regal, zieht zwei Packungen heraus, lässt sie auf den Boden fallen. Schließlich greift der Mann ins höchste Regal, starrt die Frau an und zieht zögerlich die Luxuspackung heraus. Die Frau greift ebenfalls langsam zu der Packung, die der Mann grade in der Hand hält.

Er  
Ausprobieren?

Sie  
Unbedingt!

Er  
Jetzt?

Sie  
Sofort!

Aus dem Lautsprecher tönt: Luxuriöses Wohlfühlformat - nur heute zum Zugreifpreis. Für jeden erschwinglich!

Julia Krenz

Lebenswelten

---

Sanft erwache ich aus einem traumlosen Schlaf und gleite hinüber in das sorgenfreie Hier und Jetzt meines Lebens. Meine Umgebung ist in ein blau-rotes Dämmerlicht getaucht. Gepolsterte Wände verströmen eine angenehme Wärme, dazu erklingt ein beständiges Pochen, das mir ein Gefühl von Geborgenheit vermittelt. Zusammengekuschelt lausche ich dem Plätschern des Wassers und lasse mich treiben von dem gleichmäßigen Wiegen der Wellen. Wovon sollte ich auch träumen?

Ich liebe sie, meine kleine Welt, in der nichts und alles wichtig ist. Mein Paradies, umsorgend und behütend.

Plötzlich endet das Schaukeln. Für einen Moment genieße ich noch die letzten Wellen, die nach und nach immer sanfter werden und schließlich ganz verschwinden.

Meine Welt kommt zur Ruhe.

Vertraute Stimmen dringen zu mir herein. Wie durch einen Vorhang, der uns trennt und gleichzeitig verbindet, sind sie leise und gedämpft zu hören. Ein beruhigender Klangteppich aus Sprachfetzen, in den jetzt Musik eingewebt wird. Schon bei den ersten Tönen erkenne ich das Stück. Ich lächle. Meine Zehen nehmen die Schwingungen auf und beginnen, sich im Takt zu bewegen. Ich recke und strecke mich und fange an zu tanzen. Rhythmisch stampfe ich mit den Füßen auf und rudere dazu wild mit den Armen herum. Die Freude an der Musik, die

Lust zu leben, durchdringt meinen ganzen Körper und gibt mir Kraft. Ich jauchze vor Freude und hüpfte herum, bis viel zu früh die Musik wieder verklingt.

Dafür sind die Stimmen jetzt wieder klarer zu hören. Sprechen sie mit mir? Ich weiß nicht, worüber sie reden, aber das ist auch gar nicht notwendig. Ihre Liebe zu mir verstehe ich, auch ohne ihre Sprache zu kennen.

An meinem Rücken spüre ich eine Hand, die sanft meinen Bewegungen folgt. Dabei bemerke ich, wie anstrengend der Tanz war. Zeit, mich ein bisschen auszuruhen. Ich drehe mich auf die Seite, kuschle mich zurecht und schlafe wieder ein.

Eine Umarmung weckt mich, hält mich fest und lässt mich wieder los, um mich danach nur noch stärker zu umfassen. Stück für Stück schiebt sie mich voran, unaufhaltsam Richtung Abschied.

Zwei Hände greifen nach meinem Kopf und ziehen mich in einen Raum, der von gleißendem Licht erfüllt ist. Kalte Luft streicht an meinem Körper entlang und lässt mich erschauern.

Ich schreie.

Das ist das Ende!

Oder doch erst der Anfang?

Silvia Lenzing

Ohne Titel

---

Heute gönne ich mir eine besonders gute Stunde. Ich fahre nach M., um dort Orgel zu üben. Mich erwartet eine kleine, großartige Orgel in einer sehr alten Kirche.

Mit meinen Noten gehe ich über die alten, stabilen Pflastersteine aus unserer heimischen Grauwacke und öffne das eigentlich sehr kleine Kirchenportal. Innen empfängt mich eine kühle Frische! Von hier unten aus stelle ich den Strom für die Orgel an, dann steige ich hoch zur Orgelempore, schließe sie auf, und lege Noten auf die Orgelbank. Meine Übestunde beginne ich mit einem kurzen Gebet.

Ich freue mich auf die wunderbare Mühleisen-Orgel und genieße diese Stunde Auszeit. Eine Stunde kann ich in M. üben. Nach dieser Stunde werde ich derart durchgekühlt sein, dass meine Finger klamm werden.

- Eine Stunde ziehe ich mich zurück hinter sehr dicke, alte Kirchenmauern.
- Eine Stunde lasse ich meinen Alltag hinter mir, auch wenn es nicht Sonntag ist.
- Eine Stunde bin ich hier meistens allein, allein mit der Orgel, dem Üben und mit meinem Gott.
- Eine Stunde, die eine gute Stunde ist.

Bevor ich anfangen, tausche ich noch meine Straßenschuhe gegen die mitgebrachten Orgelschuhe aus. Mein Kopf denkt

längst schon an das Stück oder an das Lied, das ich nun einüben möchte. Dabei setze ich mich auf die Bank, schwinge die Beine hinüber und werfe gleichzeitig die Orgel an, höre mit Vorfreude, wie die Luft in den Blasebalg gepumpt wird.

Während ich nach meinem Notenheft greife, fällt mein Blick auf die große Pappe, die hier das ganze Notenpult bedeckt. Die steht oft hier, noch vom letzten Sonntag. Normalerweise lege ich sie schön nach links auf das Notenschränkchen. Es ist die komplette Liturgie für diese Gemeinde. Klar, die braucht jeder Organist, denn mir scheint, sie ist überall etwas anders.

Heute bleiben meine Augen hängen an dem sehr alten Choral auf dieser Pappe: „Allein Gott in der Höh sei Ehr!“ Das spiele ich bei uns immer, wenn im Gottesdienst das Abendmahl ausgeteilt wird. Ich spiele es aus meinem Choralbuch.

Hier spielt man es von einer vergilbten, abgegriffenen Pappe. Hier singt die Gemeinde das „Allein Gott in der Höh sei Ehr“ jeden Sonntag.

Ich lasse die Pappe einmal stehen, wähle kräftige Register, auf den fetten „16 Fuß“ im Manual und spiele es einmal.

Wenn ich einen Choral auf der Orgel spiele, singe ich meistens innerlich mit - zugegeben, meistens die erste Strophe. Ob ich übe oder im Gottesdienst spiele, das spielt dabei keine Rolle. Vielversprechend klingt in mir die letzte Zeile: „...All Fehd' hat nun ein Ende!“ Meine Gedanken schweiften ab:

Am Sonntag werden sie es wohl noch gesungen haben!

Und am Sonntag davor haben sie es auch gesungen.  
Noch einen Sonntag vorher haben sie ebenfalls gesungen.  
Vor einem Jahr wurde es gesungen.  
Vor zehn Jahren mögen sie es jeden Sonntag gesungen haben.  
Vor zwanzig, dreißig und vor hundert Jahren, sangen sie  
immer „Allein Gott in der Höh sei Ehr!“

Ich frage mich, wie alt ist das Lied überhaupt? Seit wann  
singen die Gläubigen diesen Choral Sonntag für Sonntag? Ich  
gucke im Gesangbuch nach und stelle fest, dass das wohl  
schon seit dem 16. Jahrhundert so geht.

Da waren hier in dieser Kirche Menschen, Gläubige  
Oberberger wie ich selbst, die hoffnungsvoll sangen: „All Fehd'  
hat nun ein Ende!“ Und - hat die Fehd' ein Ende? Die Kriege  
und Kämpfe unserer Vorfahren sind tatsächlich vorbei, zum  
Glück. Vor mein Inneres treten die Schlagworte wie ‚Dreißig-  
jähriger Krieg, Kreuzzüge, Erster Weltkrieg, Zweiter Weltkrieg,  
Kalter Krieg‘. Das ist alles vorbei. Zum Glück sind diese Kriege  
alle beendet!

Ob vielleicht in einigen Jahrzehnten hier jemand sitzen wird,  
der uns Heutige im Rückblick betrachtet? Wird hier jemand  
nach unserer Melodie singen: „All Fehd' hat nun eine Ende“?  
Wird dieser Zukünftige dann womöglich erleichtert denken,  
gar dafür danken, dass der IS ein Ende hat, dass Deutschland  
die Integration Tausender Flüchtlinge geschafft hat?

In dieser Woche ist das beherrschende politische Thema der  
Terror in Paris, damit verbunden die Drohungen in Hannover.  
Die Angst will näherrücken, sie kommt in unser Land. Die



Sorge um die Zukunft macht sich breit. Klingt es da nicht wie Hohn, wenn wir singen: „All Fehd‘ hat nun ein Ende“?

Werden wir Christen unseren Glauben und unsere Lieder bewahren können? Werden wir das „Allein Gott in der Höh“ in zehn oder zwanzig Jahren noch singen, noch singen dürfen?

Wie wird der Choral in hundert Jahren wohl klingen? Die Orgel dürfte dann wohl immer noch die gleiche sein. Ob sich die Spieltechnik dann gewandelt haben wird? Wird es überhaupt noch Organisten geben? Und haben die Menschen dann womöglich ein anderes Hochdeutsch, wird sich die Aussprache der Sprache gewandelt haben?

Schade, dass man nicht einmal hineinhören kann. Schade, dass man nicht einmal eine Kostprobe der Gottesdienste, Gesänge und Aussprache aus der Zeit des Mittelalters haben kann!

Wie klang es wohl damals? Welche Orgel hatten sie? Wie wurde es begleitet? Sang die Gemeinde womöglich mittelhochdeutsch? Hatten sie wohl genau diese Melodie?

Meine Gedanken kreisen fünfhundert Jahre weit zurück und mein Blick wandert dabei durch den Kirchenraum mit seinen mittelalterlichen Wandmalereien. Plötzlich fühle ich mich den Gläubigen verbunden, die schon mehrere hundert Jahre vor mir hier waren. Sie sangen wie ich, sie glaubten an den gleichen Gott, sie betrachteten die gleichen Bilder.

Sie hatten sich hinter genau die gleichen, nein, sogar hinter genau dieselben, dicken Mauern zurück gezogen! Mir wird

ganz heilig zumute! Es ist vielleicht ganz egal, dass ich jetzt hier im Jahr 2015 sitze. Das weiß mein Kopf, das ist vollkommen klar in meinem Kalender: 17. November 2015! Das ist heute!

Hier bin ich. Mit dem Auto bin ich extra nach M. gefahren. Das gönne ich mir manchmal, der Orgel wegen! M. ist ein hübsches Dorf im Oberbergischen Kreis mit toller Fernsicht. Klar, es liegt ja auch auf 270 Metern über Normalnull. Da befinde ich mich. Mein Hier und mein Heute sind mir ganz bewusst. Zeit und Raum sind für mich normalerweise doch keine Frage!

Trotzdem spüre ich heute ganz deutlich eine andere Ebene. Es kommt mir vor, als sei ein Schleier ein kleines bisschen gelüftet, als habe man mich durch einen winzigen Türspalt spähen lassen, als sei ein Stab eines Gitters weggenommen worden. Ich kann sein, wo und wann ich will, auch wenn ich sehr gerne dort bin, wo ich bin, so bin ich doch immer in einem Raster von Ort und Zeit. Nie kann ich auch nur einen Gedanken denken, ohne zu empfinden, wo ich denke und wann ich denke. Schon das Verb verrät es, ich muss es konjugieren, um es zu benutzen und sofort verrate ich Person und Zeit, Singular und Plural, ob es um einen geht oder um mehrere, ob das, was geschieht jetzt ist, in der Vergangenheit lag oder erst in der Zukunft sein wird.

Immer und überall bin ich gefangen hinter Gitterstäben, von oben nach unten und noch von rechts nach links. Alles ist stets in Ort und Zeit eingeordnet. Mein ganzes Leben bin ich ein Gefangener zwischen Ort und Zeit! Ich lebe im Gefängnis.

Und dann klingt da altbekannt, aber unerwartet so eine uralte Melodie durch noch ältere Mauern, verbindet mich mit Menschen, die von diesem Gefangensein längst befreit wurden und mit solchen, die noch erst ihren Platz in Raum und Zeit einnehmen werden. Musik und ihr Text, alte Worte in meiner Sprache, Fresken als Ausdruck früherer Gedanken, Kunst und nicht zuletzt die Architektur dieser Kirche mit ihren monumentalen Mauern, all dies wird für mich zu einer Sprache, die es mir erlaubt, ein wenig aus dem Gefängnis zu entfliehen. Ergriffen spüre ich in mir die Wahrheit des extrem alten Verses aus dem Buch der Prediger, durch den wir wissen: „Er hat die Ewigkeit in unser Herz gelegt!“ Ganz deutlich empfinde ich die Wahrheit, die darin steckt. Ich wusste es! Es gibt ein Leben außerhalb dieser Gefangenschaft!

Heute höre ich die Botschaft, dass eine weitere Realität existiert. Wir nennen sie die Ewigkeit! Die Botschaft kam zu mir durch die Sprache der Musik, durch die Sprache von Worten, Textzeilen, durch Kunst und durch Baukunst!

Aber jetzt sammle ich mich und meine Gedanken wieder! Ich möchte doch noch etwas schaffen heute, schlage mein Notenheft auf und übe noch eine gute halbe Stunde. Dann ist mir kalt. Das ist hier so. Das ist meine Wirklichkeit, hier und heute. Erst schiebe ich alle Register wieder hinein, dann stelle ich den Motor ab. Die Orgel haucht ihr letztes Lüftchen aus, *morendo*! Aber ich bin sehr guter Dinge, bereichert wechsele ich die Schuhe wieder aus und schließe die Empore.

Angerührt, vorübergehend leicht befreit, mache ich mich auf den Weg, die Kirche für heute zu verlassen. Das ist auch in Ordnung so. Eine Frage begleitet mich in Richtung Ausgang:

"Was nehme ich mir heute mit in den Alltag oder in den kommenden Sonntag?" Und als ich das Portal ins helle, wärmere Draußen öffne, weiß ich es plötzlich. Am kommenden Sonntag werde ich meine liebe Gemeinde und meine Mitmenschen in Paris durchs Orgelnachspiel grüßen, trösten und hoffentlich eine Hoffnung anzünden. In mir höre ich es jetzt schon, die Verquickung zweier Melodien klingt bereits heute in mir vor. Ich werde spielen „Herr, wir bitten, komm und segne uns“ dann einige Male hintereinander, eindrücklich „lege auf uns Deinen Frieden“, um danach die Marseillaise zu intonieren. Kaum, dass die Hörer sie erkannt haben werden, kaum dass sie sich wundern werden, soll dann wieder die Bitte an Gott folgen, „lege auf uns Deinen Frieden!“

Vergangenheit und Zukunft halten mich umklammert, aber sie inspirieren mich. Nur an einem Ort kann ich sein, frei vom Ort kann ich nicht sein, aber zwei Orte wie Paris und Oberberg kann ich mit einer Friedensbotschaft verbinden! Das werde ich machen, ich freue mich über die Idee, über die Musik als Sprache!

Hanna Rut Neidhardt

IRGENDWO - IRGENDWANN

---

Mit einem Male wusste ich es. Niemand hatte es mir gesagt - wer auch? Ich spürte, dass etwas kommen würde. Das andauernde Pfeifen hatte eigentlich nichts damit zu tun, es war für mich weder Weckruf noch drohender Verbote. Es war einfach so, dass plötzlich das unbestimmte Gefühl da war, dass es seine Krone auf alles drücken würde, irgendwo hier.

Einst war diese felsige Hochebene Heimat stolzer Bewohner. Gegen Feinde und Freunde hatten sie sich in abweisende Mauern gerüstet. Mit welchen Gesängen hatten sie damals, in der Schule der Menschheit, ihre Helden gerühmt, die Götter besänftigt, heilige Zahlen rezitiert?

Das ist Jahrtausende her. Heute sang kaum jemand Gedichte, es sei denn, die Verse des Propheten, erst recht keine Zahlenkolonnen - auch nicht vor den Orgien der Zerstörung. Manchmal hatten früher nächtliche Klagelieder von Rudeln herrenloser Hunde die Stille zerrissen. Nun waren auch die verstummt.

Ich weiß nicht, warum ich so sicher war, dass ich IHM hier begegnen würde...vor allem, weil ich nicht begriff, wozu. Die Gegend war leer, alles Leben getilgt. Irritierend war nur das Pfeifen, das ich ständig zu hören meinte. Es musste eine Ursache dafür geben.

Glauben Sie an Gespenster? Lächerlich, nicht wahr? Wenn der Mensch nicht mehr weiter weiß, sucht er Zuflucht in jenseitigen Reichen. Womöglich war es nur das Geheul

eingesperrter Dämonen, die in meinem Hirn verzweifelte Rundtänze aufführten.

Ich will mich vorstellen. Ich galt damals als sogenannter Körperloser. So bezeichneten sie landaufwärts die Menschen, die einem Massaker entfliehen konnten - ob man das nun Glück nennt, oder Unbarmherzigkeit des Schicksals. Sie bringen es fertig, sich für die Mörderbanden unsichtbar zu machen, Löcher in Bombenteppichen zu finden, dem Hunger und Durst durch ein eingebautes Sensorium immer wieder zu trotzen. Dafür müssen sie die Hypothek ihrer Erinnerungen fortwährend mit sich herumschleppen.

Um zu überleben, hatte ich mich der Färbung der Trümmerlandschaften angepasst und Bewegungslosigkeit über Stunden auszuhalten gelernt. Fast ein Reptil, verschmolz ich mit den graubraunen Oberflächen der Ruinen, der Asche auf Kalksteinfelsen, den Strukturen von Verbranntem und Geborstenem. Waren da noch weitere Körperlose außer mir? Vermutlich...

Entdeckt hatte ich auf meinen Streifzügen keinen.

Das Pfeifen. Es hatte begonnen vor - nun ja, den Kalender hatte ich natürlich nicht mehr im Kopf. Ich wusste nicht, ob ein Tag Montag oder Freitag hieß, das war unwichtig geworden. Es hatte vor etlichen Tag-Nacht-Zyklen angefangen. Früher hätte ich gesagt: vor einigen Wochen.

Ich erinnere mich genau.

Ich untersuchte zu dieser Zeit ein Felsplateau am Rand eines Dorfes mit größter Vorsicht, obwohl ich hätte schwören mögen, dass im Umkreis von Kilometern nichts und niemand

von mir Notiz nehmen konnte. Das Dorf war nicht, wie so viele andere, gänzlich dem Erdboden gleichgemacht worden. In Ruinen von Gehöften ließ sich gelegentlich etwas Ess- und Trinkbares finden. Am Morgen zuvor war ich in einem abseits gelegenen Schutthaufen auf Reste einer Küche gestoßen und hatte zwei intakte Gläser mit eingelegten Tomaten und Artischocken in Öl entdeckt. Zwar musste ich den Genuss beim Verzehr dieser Köstlichkeiten am nächsten Tag bitter bezahlen mit einem schier endlosen Magen-Darm-Katarrh - das lange entbehrte, viele Olivenöl... Doch allein die Erinnerung an den wonnigen Geschmack, mit dem es meine Mundhöhle ausgefüllt hatte, war jede folgende Unbill wert.

Ich näherte mich gerade einer sehr alt aussehenden Steinmauer, als mich ein Geräusch erstarren ließ. Es war kein Laut, der aus einer bestimmten Richtung kam.

Erinnern Sie sich an den Gesang der Zikaden? Das allgegenwärtige Konzert geflügelter Wesen mit ihren Eintön-Violinchen? In eng gespannten Frequenzen dringt ihr Spiel wellenförmig durch die Hitze. Mit seiner betäubenden vielstimmigen Monotonie bügelt es entweder erschütterte Seelen glatt, oder es bringt sie dem Wahnsinn näher.

Ebenso wenig, wie man eine Zikade nach ihrem ZIZIZI lokalisieren kann, weil es von überallher zugleich zu dringen scheint, konnte ich die Quelle der Laute verorten.

Es hörte sich an wie... wie... ich weiß bis heute nicht, wer oder was diesen Dauerton verursachte. Es war zuerst ein fast unmerklicher akustischer Hauch, etwas, das in der Luft lag und sich mit ihr - vielleicht in ihr - drehte, eine sachte Vibration, ein auf- und abschwellendes, doch ständig präsent hohes Pfeifen. War es erst ins Bewusstsein gedrungen, wurde man den schwebenden nagenden Ton nicht mehr los.

Wie ein Tinnitus hockte er im Ohr. Manchmal ließ er sich ausblenden; im Einerlei der Tage fiel mir das aber zunehmend schwer.

Als ich das Geräusch zum ersten Mal gehört hatte, alarmiert, suchte ich nach der Ursache. Tiere schloss ich aus. Außer Asseln und Kakerlaken hatte ich schon seit Langem nichts Lebendiges gesehen, keine Vögel, Fliegen, nichts.

Hinter der Steinmauer stieß ich bei meiner Suche auf einen halb verschütteten Zugang zu einem unterirdischen Raum, in den Felsen gehauen, von dem zwei Gänge abgingen. Eine Taschenlampe besaß ich nicht. Gleich auf den ersten paar Metern war ich über etwas Großes Weiches gestolpert. Ich bückte mich, griff vorsichtig hinein und hatte etwas in den Fingern, das sich zuerst textilartig anfühlte, aber nach wenigen Augenblicken zerbröselte. Ich hielt es unter die Nase, es roch wie Schimmel und ungelüftete Feuchtigkeit. Womöglich gab es hier unten irgendwo Wasser! Das hätte Glück bedeutet, traumhaftes Glück. Wasser zu finden war das Schwierigste überhaupt.

Ich tastete mich Zentimeter um Zentimeter in den Gängen voran, musste aber bald aufgeben, da ich nicht einmal mehr die Hand vor Augen sah. Das neue Geräusch hörte ich nur schwach, doch war es überall, wie die Atemluft.

In dieser Nacht legte ich mich zum Schlafen hinauf, hinter die Mauer. Ich zog hochgelegene, offene Schlafplätze vor, weil das die Chancen erhöhte, falls notwendig, in beliebige Richtungen zu fliehen.

Dann hatte ich den Traum, zum wiederholten Male seit meinem Leben als Körperloser: Ich kämpfe mich durch einen Urwald, schlage Schlingpflanzen und Bäume weg mit einer Machete und stehe plötzlich vor einer Quelle. Sie ist blendend



weiß, und sie rauscht von hoch oben auf mich herab. Aber wenn ich darauf zulaufen und mich in ihr Wasser hineinstürzen will, um zu trinken und mich zu baden, merke ich, dass sie nur aus Licht besteht. Es ist so grell, dass ich nichts sehen kann.

Wie jedes Mal erwachte ich schlotternd vor Angst und schweißgebadet.

Da an Schlaf vorerst nicht mehr zu denken war, aß ich zum Trost die letzten Artischocken. Das übriggebliebene Öl rieb ich mir auf Gesicht und Hände, um den wundervollen Duft nach Heimat so nah und so lange wie möglich zu behalten.

Am Morgen stolperte ich in westlicher Richtung weiter, hinab in eine Ebene, die ich gemieden hatte, weil ich fürchtete, dort auf Milizverbände zu stoßen. Auf keinen Fall wollte ich denen in die Arme laufen.

Ich gelangte bis zum Rand einer weiten Senke. Auch sie empfing mich mit diesen Tönen, einem sachten, aber eindringlichen Sirren, als sei sie übersät von Ventilatoren mit schwankenden Rotoren und deren instabilem Wirbeln. So sorgsam ich Ausschau hielt, ich konnte weder eine Bewegung noch Anzeichen von militärischen Anlagen entdecken.

Ich stieg hinab. Es ging schon gegen Mittag, als ich erschrocken in eine Mulde hineinsah, die sich unversehens vor mir aufgetan hatte. Sie lag verborgen inmitten von Hügeln, ich hatte sie aus der Entfernung nicht wahrnehmen können. Wie eine Eidechse erstarrte ich. Mein Herz klopfte bis zum Halse. Ein Feldlager! Deutlich erkannte ich zwei große und mehrere kleine graugrüne Zelte; eine Fahnenstange ohne Fahne; Feuerstellen, die aber nicht rauchten, einen hastig aufgeworfenen Wall. Ich weiß nicht, wie lange ich bewegungslos ge-

standen und auf das Lager gestarrt hatte, bis ich sicher war, dass sich dort niemand aufhielt. Mit größter Vorsicht schlich ich näher. Ich musste damit rechnen, dass die Truppe, oder zumindest ein Späher, jederzeit zurückkehren konnte.

Am Ende waren Hunger, Durst und die Neugier stärker, und ich wurde belohnt mit einem exorbitant nützlichen Fund, einer khakigrünen Taschenlampe mit Kurbelgenerator, dazu einem Blechkanister Wasser und etlichen Packungen Trockenfleisch. So schnell ich es vermochte, schleppte ich meine Schätze zurück auf das Felsplateau, auf dem ich die vorige Nacht verbracht hatte. Ich achtete darauf, keinerlei Spuren zu hinterlassen. Das Sirren in der Luft war weiter angewachsen, es kam dem Heulen nahe, das während der kommenden Tage sämtliche Nerven auf Zerreißproben stellen sollte.

Ich aß eine gute Portion von dem Trockenfleisch, spülte es mit einem ganzen Liter Wasser hinunter und fühlte mich wesentlich besser.

Ich schlief am nämlichen Ort, und erneut hatte ich den Quellentraum, aus dem ich wie zuvor mit Erschrecken erwachte. Am Morgen darauf stieg ich noch einmal hinab in die Höhle. Diesmal hatte ich die Taschenlampe, ein vorzügliches, weithin leuchtendes Gerät.

Der Eingangsraum war ganz leer.

Ich kurbelte die Lampe an, bis ein starker Lichtstrahl aufschien, und ging in den enger aussehenden Gang hinein. Etwas Aufgehäuftes lag mitten im Weg. Ich trat dagegen, der Haufen zerfiel. Ich folgte einigen leichten Windungen, und nach etwa dreißig oder vierzig Metern brach der Boden unversehens ab. Vor mir lag eine Grube oder eine Art Kamin. Ich konnte nicht erkennen, ob das Licht bis auf den Grund reichte. Da ich zuerst die anderen Gänge erkunden wollte, lief

ich wieder zurück.

Als ich den Stollen gegenüber betrat, fiel mir auf, dass die Luft hier trockener war. Auch war dieser Gang in besserem Zustand, er war höher, die Wände glatter ausgehauen, und nach einigen Biegungen verzweigte er sich, dann nochmals und ein weiteres Mal. Um den Weg zurückzufinden, war ich immer nach rechts abgebogen. Irgendwann merkte ich, dass ich im Kreis lief. Ich setzte Markierungen und zwängte mich auf gut Glück in einen niedrigen, abwärts führenden Tunnel hinein, der weder einladend noch vielversprechend aussah. Nach einigen Metern mündete er in einen großen, hohen Raum, offenbar eine natürliche Höhle.

Verblüfft folgte ich dem Lichtkegel. Ich stand mitten in einer Vorratskammer! Auf Felsvorsprüngen waren Krüge mit Oliven und Tomaten in Öl abgestellt, es gab Trockenbrot, Trockenfleisch in Blechdosen, sogar zwei halb verschrumpelte Kränze Knoblauch und Zwiebeln hingen an einer Felsnase. Eine Menge Mandeln lagen in Körben, und in einem Topf aus glasiertem Ton fand ich eine süße Überraschung: einen Laib Halva, groß wie ein Brot, eingeschlagen in Wachspapier.

Ich konnte mein Glück kaum fassen. Falls ich es schaffte, irgendwo an Wasser zu kommen und eine der Nischen, die weiter oben die Wand höhlichten, als Notversteck zu nutzen, mochte ich hier für längere Zeit überleben - fern dem allgegenwärtigen Geheul, und in vorläufiger relativer Sicherheit. Wenn es mir gelang, den Zugang zur Höhle zu tarnen, würde ich sie noch erhöhen.

Während ich zurückging, um die anderen Gänge zu untersuchen, dachte ich darüber nach, wie es kam, dass die Vorratskammer noch nicht geplündert worden war. Die Dorfbewohner waren wohl tot, vielleicht hatte man sie als Geiseln

oder Sklaven weggeführt. Wer dafür verantwortlich war, hätte auch die Kammer finden können. Der Eingang hinter der alten Mauer hatte jedenfalls offen gelegen. Ich kam zu keiner befriedigenden Erklärung.

Ich betrat einen der anderen Stollen, er wand sich tief in den Fels hinein und verzweigte sich mehrfach. Hier unten war es sehr schwer, Entfernungen abzuschätzen. Ich wunderte mich über den Zweck dieses Systems an Gängen und die erstaunlich frische Luft, erriet aber nicht, woher sie kam, und kehrte nach längerem Suchen um. Mit Hilfe von Markierungen, die ich in die Wände an den Abzweigungen geritzt hatte, fand ich den Weg zurück zum Ausgang. Draußen war bereits die Nacht hereingebrochen.

Die Mondsichel stand am Himmel wie eine silberne Schale, in perfekter Rundung in das samtige Schwarz des Weltalls gestanzt, Sterne besetzten es mit glänzenden Punkten. Wie seltsam. Schon lange war mir die überwältigende, die ewige Schönheit des Nachthimmels nicht mehr zu Bewusstsein gekommen. War ich jetzt, da mein Überleben mit einem Male vorerst gesichert schien, wieder offen für derartige Empfindungen?

Das sirrende Heulen klang lauter als zuvor.

Bildete ich mir das nur ein, weil ich bereits an die Stille der Felshöhlen gewöhnt war? Nach kurzer Überlegung schlug ich ein Nachtlager auf die übliche Weise auf, tarnte es mit Stein und Strauch, vermochte aber wegen der peinigenden akustischen Irritation nicht einzuschlafen und zog mich dann doch zurück in die Höhlen.

Früh aus traumlosem Tiefschlaf hochschreckend war ich für ein paar Augenblicke desorientiert - wann hatte ich zum

letzten Mal die Nacht in geschlossenen Räumen verbracht? Ich aß eine dicke Scheibe Halva und trank einen guten Schluck aus dem Kanister. Heute würde ich nach Wasser suchen und mir aus Resten von irgendetwas eine Leiter zusammenbauen, um eine der Wandnischen im Vorratsraum zu beziehen. So gut wie an diesem Morgen hatte ich mich lange nicht gefühlt.

Zunächst stieg ich hinauf, um die Gegend zu inspizieren. Ich ließ mir viel Zeit. Die Sonne brannte unerträglich. Nichts, niemand. Ich machte mich daran, den Eingang zu meiner Felswelt mit Steinen und trockenem Gestrüpp zu tarnen, das hier überall wuchs. Mit dem Ergebnis hochzufrieden, schlüpfte ich durch eine enge Öffnung in die neue Wohnung und schichtete von innen Steinbrocken dagegen. Als nächstes inspizierte ich den Gang vom Vortag, der an dem Schacht geendet hatte. Ich legte mich flach auf den Boden und leuchtete, soweit es ging, in das Dunkel hinein.

Überrascht entdeckte ich Stufen, die in die Wand gehauen waren. Ich riss einen Streifen Stoff von meinem Hemd ab und sicherte damit die kostbare Taschenlampe, ohne die ich hier verloren wäre. Dann stieg ich in die Grube hinein. Die Sohle lag etwa drei Meter tiefer. Von dort zweigte ein schmaler, aber übermannshoher Spalt ab, der sich plötzlich weitete. Mit einem Ausruf des Erstaunens sah ich den Lichtstrahl über eine weiter unten liegende plane, schwarze Fläche tanzen. Was war das? Ich bückte mich, hob einen kleinen Stein auf und warf ihn hinüber. Er versank mit einem plumpsenden Geräusch. Der Lichtkegel, im Verhältnis zu den Ausmaßen dieser Höhle jämmerlich beschränkt, zeigte konzentrische Ringe, die zitternd nach außen liefen.

Ein See! Mein Herz machte einen Sprung. Vorsichtig kletterte ich hinab. Ich fand eine Art Plattform, von der aus man den Wasserspiegel jedoch nicht erreichte. Aber da lag ein Glas mit einem zerkratzten Etikett, um die Rillen am Schraubverschluss hatte jemand so geschickt ein Seil geknotet, dass sich damit leicht etwas Wasser schöpfen ließ. Es schmeckte schwefelig, aber trinkbar.

Als ich zurück in meiner Wohnhöhle war, überdachte ich meine Lage.

Obleich weit davon entfernt, beglückend zu sein, schien sie mir hoffnungsvoller als alles, was ich bisher in dieser Gegend zustande gebracht hatte. Hier unten, mit den Vorräten und dem Wasser, ließ es sich geraume Zeit weiterleben. Von meinem Beobachtungsplatz aus konnte ich potentiell anrückende Angreifer zeitig erkennen und mich rechtzeitig in die Tiefen der Höhle zurückziehen. Ich war überzeugt, dass keiner von ihnen sie erkunden würde. Die Armee Gottes war bekanntermaßen wohlausgestattet mit Brot und Waffen. Wozu sollten ihre Soldaten in unbequemen Gängen herumkriechen? Nein, hier befand ich mich in relativer Sicherheit vor den Mordbuben der AG und ihren Gegenspielern, den Milizionären der fernen Zentralregierung.

Die folgenden Tage verbrachte ich damit, mein neues Zuhause auszustatten. Ich schöpfte einen Wasservorrat in den Kanister und erfand eine Vorrichtung, mit der ich ihn am Kopf der Grube nach oben ziehen konnte. Ich konstruierte ein leiterartiges Gerät aus Ästen und Gestrüppstängeln, die ich in Wasser einweichte, um sie geschmeidiger zu machen, und erkundete so die Nischen in der Vorrathöhle. Keine eignete sich als Schlafplatz, so schlug ich unten ein Bett aus trockenem Astwerk auf und begann ein Training für den Notfall: lautlos

und schnellstmöglich auf meiner Behelfsleiter die nächste Nische zu erreichen, und das in völliger Finsternis. Im Zugangstollen baute ich aus zwei losen Steinen eine Alarmfalle auf, über die ich während der ersten Tage selber wiederholt stolperte. Hinauf ans Licht ging ich nur frühmorgens zur Inspektion der Umgebung und in der Stunde vor Sonnenuntergang, um das Schauspiel der aufglänzenden Sternenspracht nicht zu verpassen. Hatte ich bereits geahnt, dass mir bald darauf das Himmelfenster versperrt sein würde?

Obwohl ich es ja wusste, schon seit unbestimmter Zeit, hatte ich jeden Gedanken daran beiseite geschoben. Doch mein Unterbewusstes ließ sich nicht beschwichtigen.

Nachdem ich die neue Wohnung auf längere Sicht hin bewohnbar gemacht hatte und mich darin recht gut zurecht fand, begann ich damit, Bilder in die Wände meiner Höhle zu ritzen. Gleichzeitig kamen die Träume zurück. Nacht für Nacht peinigte mich der Quellentraum. Am Tage heulte die Luft, oder was immer es war, und wäre es nicht für das Sonnenlicht und das Sternenzelt gewesen, ich hätte die obere Welt gerne gänzlich gemieden.

So stand ich früh wieder da: Die aufgehende Sonne im Rücken, die weite, menschenleere Ebene vor mir - war ich wirklich das einzige überlebende Wesen in dieser Gegend? Warum eigentlich setzte ich alles daran, mein Dasein weiterzuführen? Was für einen Unterschied machte es, ob ich mit schlagendem Herzen, oder verwesend in meiner Höhlengruft lag? Was war verantwortlich für das Vorhandensein und die Auswüchse dieses wilden, blinden Lebenstriebes?

Ich besah mir all die Steinbrocken, die krüppeligen Gewächse dazwischen, die niedergebrannten und zerstörten Häuser in

meiner unmittelbaren Nähe.

Was immer Leben verlieh - zu welchem Preis? Gab es einen Plan? Wozu waren Geschöpfe gemacht? Waren sie bloß Spielzeug? Laborwesen? Konnten gar die Sterblichen in all ihrer Schwäche, ihrer Machtlosigkeit und Unvollkommenheit, unerlässliche konstituierende Teile eines unbekanntem Ganzen sein? Es fiel schwer, sich das vorzustellen.

Das frühe Tageslicht goss eine milchig-zarte Anmutung über die Weite hin. Wunderbar war ein solches Bild, im Bewusstsein des eigenen Daseins und Wahrnehmens. Schon lange hatte ich das weder sehen noch empfinden können.

Etwas irritierte mich. Es war heute anders hier draußen - was es nur war?

Schlagartig, die Erkenntnis: Das Heulen! Es war verschwunden. In völliger Stille lag das Land. Ich schaute, und es war mir, als schwebte ich in einem Niemandsraum, losgelöst irgendwo zwischen Wachsein und Träumen.

Fern am Horizont erschien ein gigantisches Blenden, heller als zehn Sonnen zugleich, ich schloss sofort die Augen, aber sie wollten sich nicht schließen, ich hörte die gewaltige Detonation und presste die Fäuste auf meine Ohren, ich machte die Augen auf und stand endlich vor meinem Traum, der Quelle von Licht und Angst und Tod. Ich schaffte es, in meine Behausung zu fliehen. Ich stürzte über die Alarmfalle und schlug mir die Knie blutig. Ich tappte kopflos im Finsternen herum, um die Taschenlampe zu finden. Ich saß ent wurzelt, wie ein Embryo, den man vorzeitig aus dem Mutterleib gerissen hatte, all meine Zuversicht der jüngsten Zeit - dahin, in mir ein Quodlibet aus Furcht und Horror und Einzelbild-Sequenzen aus meinem Leben, in rasendem Rundum.



Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen hatte, unfähig, irgendetwas zu tun. Wie weit entfernt war das? Was war es überhaupt? Die Bombe, oder ein niedergehender Meteorit? War ich nun verseucht? Worte fielen wie Prügel über mich her, ich ließ sie schlagen, schleppte mich zu meinem Bett, lag fünf Tage wach, fünf krank, fünf wie tot, wurde wieder lebendig, wagte mich hinauf und fand alles wie zuvor.

War ich davongekommen? Wovon? Wozu? Was war dieses Leben? Warum, oh Himmel mit X-illionen Sternen, gab es mich? Ich quälte mich mit Fragen, die ich ja doch nicht lösen konnte. Ich vegetierte zwischen Finsternis und Taschenlampenblitzen in meinem Verlies, magerte ab, dämmerte vor mich hin, bis ich kaum noch imstande war, mich zu erheben, um meine Notdurft in einem der Gänge zu verrichten.

Wie der Apfel am Stock, der dem Esel vorgehalten wird, damit er seine Last weiterschleppt, glommt das Fünkchen Hoffnung in mir.

Am Ende sollte ich ihn wirklich bekommen, den Apfel, in Form eines bellenden, schwanzwedelnden Hundes aus einem Suchtrupp von Freiwilligen, die die Gegend durchkämmten, um Überlebende aufzuspüren. Ich glotzte, geblendet von ihren Scheinwerfern, in die Höhe, ließ mich willenlos von ihnen nach oben bugsieren und in einen ihrer Rettungswagen legen.

Es dauerte lange, bis ich, in einem fremden Lande angekommen, das Tageslicht wieder ertragen konnte.

Ich lernte es, mich der Helle zu stellen; ich strebte danach, auch das Dunkel in mir auszuhalten und das Abgründige anzunehmen.

Wie auf einem hohen Berg, eingehüllt in die faltige dicke Haut eines Urtiers, verbringe ich das neue, das andere Leben, das mir geschenkt worden ist, in veränderter Gewichtung innerer

und äußerer Koordinaten; in Nachdenklichkeit und Zurückgezogenheit.

Mein Quellentraum hat mich nie mehr heimgesucht.

## Flora Palatina

### Die Proffezeiung

---

Was bisher geschah oder auch in Zukunft geschehen wird, je nachdem, von wo aus man die Sache betrachtet:

Tief deprimiert verlässt der Teufel das Land Lexonia, sein Dasein erscheint ihm nutzlos und überflüssig, da die Menschen ganz ohne sein Zutun das Böse manifest werden lassen.

Im Palatinatwald begegnet er der jungen Sybilla Ferckel, der er sein Leid klagt und berichtet, wie es dazu gekommen ist, dass Vettel Bas den Verstand verlor und fortan die Welt vom bösen alten Weib terrorisiert wird.

Die Urenkelin Sybillas ist eine frisch gebackene, sozialkritische Jungunternehmerin im Korbflechtergeschäft, Elise. Ihr Geliebter Eduard hat mittlerweile seine Zeit als Polizeidrache in guter Erinnerung und Elises Schwiegermutter ist bis auf weiteres in einen Schwiegerdrachen verwandelt. In Lexonia gibt es keine Tütensuppe und daher scheint alles gut. All diese Gschichten finden sich für den geneigten Leser in Landschreiber Band 2.

Ein anonymen Bericht warnt vor den Gefahren der Unterwanderung der Sprache durch dunkle Geheimorganisationen, Terroristen und Geheimdienste. „Warum man sich vor Giraffen in 8 nehmen soll“ ist nachzulesen in Landschreiber Band 3.

Alle Texte sind in lexonischer Rechtschreibung verfasst, die sich nicht immer mit Schriftdeutsch deckt. Die restlose

Übertragung ins Deutsche würde viel des spitzfedrigen Humors vernichten oder abschwächen.

## **Die Proffezeiung**

Die schicksalhafte Begegnung zwischen Sybilla und dem Leibhaftigen blieb nicht unbemerkt.

Etwa eine Stunde bevor der Teufel Lexonia verließ, hatte sich ein seltsames Pärchen einen Platz für ein Stelldichein gesucht und es sich in einer kleinen Senke, blickgeschützt unter einem Haselstrauch, bequem gemacht. Es lag wohl am Licht, wenn man sich über das Alter der beiden nicht schlüssig wurde. Am Waldrand sah es aus, als würden Großmütterchen und Großvater gemeinsam mühsam den Weg entlang humpeln. Je näher sie dem Versteck im Wald kamen, desto sicherer wurde ihr Schritt und die silbernen Haare bekamen immer mehr Farbe. Zwei attraktive Menschen mittleren Alters schließlich erreichten den heimlichen Platz. Sehen wir nun mal anstandsweise beiseite.

Hallo!!! Nicht spannen! Das geht uns nix an! Ja, gut so.

Lasst die jungen Leute kichern unterm Haselstrauch, das ist schon immer so gewesen. So, jetzt ist eine gute Stunde um: Lauschen dürfen wir jetzt.

„Oh, Theo, Schatz, immer wenn Du mich umarmst, glaube ich die Erde bebt.“

„Das war nicht ich, Thea.“

„Red‘ keinen Quatsch, Theo, es war als ob die Erde aus der Mitte rutscht.“

„Genau, da hat was unser Gleichgewicht verrückt.“

„Das ist unmöglich, es sei denn, einer der zwei Dunklen würde uns... Oh. – Was hat er nun schon wieder angestellt?“

Just in diesem Moment erreicht eine, sagen wir mal „Person“ den Haselbusch. Man kann nicht eindeutig erkennen, ob Mann oder Frau. Höchstwahrscheinlich ein Scherenschleifer oder eine Marketenderin, denn in der Kiepe auf seinem Rücken befördert es alle Sorten Scheren, Sägen, Äxte und ähnlich scharfes Werkzeug, dazu eine Auswahl Schleifsteine und unzählige Garnröllchen, Fäden in allen Farben, defekte Uhren und - Löffel.

„Wassmut Dassmut, Du kannst doch unmöglich schon zurück sein?“

„Mädel, nenn mich einfach Todd. Kurz und knapp. So wie schnipp und schnapp. Wir haben jetzt keine Zeit für Förmlichkeiten, aber was anziehen solltet ihr euch. Ich vertrag ja vieles, aber der Anblick dieser unverhüllten Formen ist dann doch zu viel. Lieber ein bisschen rohe Gewalt anschauen als rohe, hüstel, „Haut“. (Der Aufenthalt in der Stadt Übersee hatte seine Werte etwas verrückt, da galten unbedeckte Frauen als gefährlicher, böser und widerlicher als eingeschlagene Köpfe, abgeschnittene Finger u. dergl.) „Der Spaß wird euch sowieso vergehen, wenn ihr den Brief von Luzi gelesen habt. Muss mal wieder seinen manischen Tag durchlebt haben, danach hat er wie immer seine Mickrääne. Er hat diesmal tatsächlich sein Bündel gepackt und das Weite gesucht, hat sogar eine Zeugin hinterlassen. Da kann ich allerdings nichts unternehmen, ihr Faden ist noch lange nicht ab. Die weiß jetzt aber alles über das böse alte Weib. Sieht so aus, als müssten wir mal wieder was vertuschen.“

Schwer atmend nestelt Todd ein Pergament aus seiner Kutte. „Da. Hat er unters Gleichgewicht gequetscht, deshalb ist es jetzt verschoben. Alleine bekomme ich das nicht wieder grade gerückt. Ganz schön nachtragend der Kerl, hatte doch fast alle

Ewigkeiten Zeit, was dazuzulernen. Jetzt nennt er sich *ausgebrannt*.“

Er schnauft verächtlich.

„Durchgebrannt ist der, bloß weil einmal was schlecht gelaufen ist. Und wir sollen es jetzt alleine ausbaden. Wir alle haben diese Kuttenträger unterschätzt, und er nimmt sich eine *Depression*. Der ist doch bipolar und frisst seine Pillen nicht.“

(Todd hatte in Übersee auch gelernt, das jede Abweichung einen medizinischen Namen braucht und eine Diagnose und in Folge ein Medikament. Therapien mochte er gar nicht, Medikamente waren der todsicher bessere Weg, den Patienten früher aus Todds Planer zu streichen.)

Es folgt eine längere Diskussion, abwiegeln, anklagen, dementieren, vernebeln, die wir uns hier sparen, lieber lesen wir uns den Abschiedsbrief durch.

*Ihr Scheinheiligen! Ich mach mich vom Acker, ich bin völlig ausgebrannt und brauche eine Auszeit. Gerade kommt wieder so ein Anfall von höllischer Wut in mir hoch. Ich hab es satt mit einem Etwas von Halsabschneider und zwei gespaltenen Persönlichkeiten in einer WG zu leben. Schlage vor, ihr entscheidet euch mal für eine eurer tausend Rollen (sorry: Inkarnationen). Euch gefällt es wahrscheinlich zu gut, an jedem Fleck der Erde unter anderem Namen verehrt zu werden. Ist ja auch sehr bequem, da kann man sich so richtig ausleben. Das werde ich nun auch endlich mal tun. Wo meine Arbeit noch Früchte trägt. Ich werde mir eine nette Bank suchen, auf die setze ich mich und dann werden wir ja sehen, wie lange sie mich aushält, bevor sie zusammenbricht. Und dann suche ich mir die nächste. Hah! Während ihr nur wieder*

*einen Grund sucht, ein neues Frühlingsfest zu feiern. Glaubt wohl, ich hab das nicht durchschaut. Immer ganz anständig tun und dann im Gebüsch verschwinden, hah, zum Wohl der Menschheit. Dass ich nicht lache. Wenn ich, ihr wisst schon was tue, gebe ich es wenigstens zu, dass ich meinen Spaß haben will. Und ihr sagt immer was von „eindringlich die Nächstenliebe predigen, der Rhythmus der Jahreszeiten, Himmel und Erde verbinden“. Wie hammers denn? Und der gute alte Todd, weiß nicht, ob er Mädels oder Bube war oder ist, verschlabbert Quittensirup auf seinen Planer und kann jetzt nicht mehr nachlesen, wann die Kuttenträger den Löffel abgeben sollen. Eins will ich Euch noch sagen, bevor ich gehe, damit werdet ihr längere Zeit zu tun haben, denke ich: das böse alte Weib hat den Faden verloren, den kann keiner abschneiden solange er nicht wieder gefunden ist. Und ihr wisst ja nicht einmal, welche Farbe er hat.*

*Tja, - einen hab ich noch. Stellt euch mal vor, was passiert, wenn der Wahrheitsbaum, den wir versteckt haben, gefunden wird.*

*Dann werden sie kommen und uns alle holen, denkt an meine Worte! Wenn das rauskommt, kommen wir alle vier so schnell nicht wieder raus. Mich müssen die allerdings erst mal finden, vielleicht suche ich mir eine nette Insel im mittleren Meer. Ich bin dann mal weg. Luzi Ferr.*

Es herrscht Schweigen im Walde, Haare raufen, Zähneklappern, dann: Stille.

Schließlich: „Quittensirup?“

„Mmh, ja. Äh. Ist doch soo gesund.“

„Du sollst bei der Arbeit weder essen noch trinken!“

„Mmmh, ja. Äh. Kommt nich' wieder vor.“ (Nuschelt Todd.)

„Was fällt dem eigentlich ein?“ (Empört sich Theo L.) „Wir

waren uns doch einig, dass jeder seine Rolle auslebt, wir wollen schließlich nicht auffliegen.“

„Es wird schon nix passieren. Solange Mutter N. an unserer Stelle eingesperrt ist, kann uns keiner ans Leder. Das ist sicher. Wir müssen uns nur an die Regeln halten und das Gleichgewicht wieder aufrichten. Ich könnte einen Bierdeckel unterlegen.“

„Das sagst Du so einfach, Todd. Vergiss nicht: Wie willst Du den Faden vom bösen alten Weib abschneiden, wenn Du nicht mal seine Farbe kennst?“

„Sie muss den Faden halt wieder finden oder neu spinnen, oder was weiß denn ich?“

„Nun, dann schlage ich vor, Du machst dich gleich mal auf den Weg und sagst der alten Hexe, sie möchte doch bitte so nett sein, ihren eigenen Untergang zu besiegeln, Kleinhirn.“ Theo ist in Rage.

„Das wird so nix, Männer! Wir brauchen die Geheimwaffe aller Fäntäsieschichten!“

„Geheimwaffe?“ (Todd und Theo)

„Ja: Die Proffezeiung!“

„Ach so, die Proffe - was noch mal?“

„PROFFEZEIUNG“

„Nie gehört, und was soll die uns helfen?“

„Wir verschieben die Lösung ganz einfach in die Zukunft und lassen die Helden das machen. –basstemoluff!“

Flugs zog Thea aus ihrem Umhang einen winzigen Fingerhut.

„Da kommt sie rein.“

Aus einer anderen Gewandfalte kam ein hauchdünnes Papier zum Vorschein und ein spitzer Stift.

*Zwei Drachen werden kommen, einer wird blaue Flügel haben, der andere wird einen goldenen Esel reiten. So sollt ihr die*



*Retter erkennen. Sie werden den Faden wieder aufnehmen und die Hexe wird untergehen und alles wird gut werden.*

„Und jetzt suchen wir das Mädchen und schenken ihr ein Nähzeug, der Rest ergibt sich dann von allein.“

„Woher weißt du, wie die Helden aussehen werden?“

„Weibliche Erfindungsgabe. Das wird schön lange dauern, ewig, wenn nicht noch länger. Bis dahin laufen die Menschen uns vor Angst die Bude ein und wir haben immer was zu tun. Außerdem werden sie dann Mutter N. nicht suchen sondern zwei Drachen. Die Gefahr, das wir auffliegen, geht gegen NULL.“

„Wenn doch mehr Frauen an der Regierung wären...“, seufzten Theo Logie und Todd nun ganz zufrieden.

Quelle: Archivbaum 441

So geschah es also, dass eine Proffezeiung im Nähkästchen der Müllerstochter die Zeiten überdauerte. Jahre gingen ins Land, immer mehr Jahre. S. Ferkl lernte schreiben und hatte keine Zeit zum Nähen.

Hoffen wir, dass Handarbeiten bald wieder in Mode kommt in Lexonia. Denn ohne unsere Helden werden bis in alle Ewigkeit Banken zusammenbrechen und böse alte Weiber die Welt tyrannisieren.

## **Eine Erschöpfungsgeschichte**

Im hintersten Turm der püsologischen Anstalt (von vorne gesehen) liegt die Gschlossene Abteilung. Sie trägt die Nummer Acht, denn die Acht ist, egal wie man's dreht oder wendet, eine rundum gschlossene Zahl.

Hierhin steckt man die schweren, die hoffnungslosen Fälle und die, die nie mehr rauskommen sollen. Endstation. Nullpunkt. Deshalb hat ein früherer Anstaltsleiter vor die Acht noch eine Null gesetzt, damit das GSCHLOSSENE und HOFFNUNGSLOSE noch deutlicher wird.

Die Patienten, ehrlicherweises muss man schreiben, *Insassen* oder *Gefangenen*, geben mit aller Hoffnung auch ihre Namen ab und werden als fortlaufende Nummern geführt. Nicht, dass irgendwer oder irgendwas hier jemals fortlaufen könnte. Nur die Nummern eben, und die Zeit, und das Betäubungsmittel in den Tropfflaschen. Aber das läuft nicht fort, sondern rein ins Blut.

Nummer Fünfzehn ist schon lange dort, man hält sie seit ihrer Einweisung unter ständiger MEDIKATION. Genauer geschrieben, sie wird voll Drogen gepumpt seit, ja, so genau weiß das niemand mehr hier. Denn das Personal, die Wärter und Aufseher wechselt man ständig aus. Keiner darf länger als ein Jahr dort Dienst tun. Somit ist die Aufenthaltsdauer in Turm Null-Acht nicht nachvollziehbar. In den Wahrheitsbäumen könnte man die Antwort selbstverständlich finden. Aber schon lange hat sich für die Wahrheit niemand mehr interessiert. Es genügt dem Volk, dass die Wahrheitsbäume gefüllt werden. Konsequenzen mochte keiner daraus ableiten.

In die Abteilung Null-Acht kommt man nicht, um sich zu erholen und zu gunden. Die Abteilung dient allein dem Zweck der Ruhigstellung und Wegschließung. Keine Therapie, keine Musik oder Malerei, keine Spaziergänge in der Sonne, keine Liebe, keine Zuwendung, nur MEDIKATION. In der Regel gibt es draußen immer mindestens eine Person, die viel Geld dafür bezahlt hat, das der Fall der Gsundung faktisch nicht eintreten

wird.

Wenn ein Personalwechsel ansteht, kommt es regelmäßig zu Fehlern in der Dosierung der Medikamente. So kommt es auch bei Nummer Fünfzehn einmal im Jahr vor, dass sie in einen halbwachen Zustand verfällt und träumt oder sich vielleicht sogar erinnert an andere, bessere und lang vergangene Zeiten. Dieses Mal träumte sie von einem Huhn, nein von einem Ei, ach, was war damals nur zuerst da gewesen? Nummer Fünfzehn kicherte übermütig. Das war ihr Meisterstück. Ganz anders als die dumme Idee, haarlose Affen aufrecht gehen zu lassen und ihnen SPRACHE und DENKEN und IDEEN einzupflanzen. Das Programm war von Anfang an fehlerhaft gelaufen. Die IDEEN waren oft hirnrissig und brachten das Gleichgewicht in Gefahr, und das DENKEN lief meistens im Kreis und kam zu keinem Ergebnis oder es fing an zu INTERPRETIEREN, das war am Schlimmsten. SPRACHE entwickelte sich leider mehrdeutig und regional stark unterschiedlich gefärbt. Das hatte Mutters Sinn für Vielfalt und Musik entsprochen, stolz war sie auf die Sprache der Baguette-Affen, auch gefiel ihr der Singsang der Flammkuchen-Affen, knapp gefolgt von dem Kreischen der Saumaache-Äffscher. Die Weißwürschtelaffen hingegen waren in einer besonders humorigen Zeit entstanden, einer davon saß mit einer Harfe auf einer Wolke und schrie immer noch „Lujasogi“ „Luja“. Von den GaffeeGuchen- und Spätzle-Affen war sie sprachlich sehr enttäuscht, die Perliner, Sochsen und Amerigarkaaner betrachtete sie als linguistischen Totalschaden.

Auf die Erfolge einiger der Affen war sie, näher betrachtet, sehr stolz. Auf Leonardo, Michelangelo und Amadeus und die kleine Johanna auch und, ach, da waren doch einige im Laufe

der Zeiten gekommen und gegangen. Sie schmunzelte versonnen, als sie an Jane dachte, die Affenfrau. Johann Wolfgang und Franziskus. Obwohl Franziskus leider zu Theos Lehren übergelaufen war. Wie auch Hildegard.

Theo Logie. Da regte sich was tief in ihr, ganz vernebelt war die Erinnerung.

Viel leichter war es an frühe Zeiten zu denken, an die allerersten Versuche. Sie hatte leicht angefangen, aus Eins mach Zwei, die Elemente und die Dinge ergeben sich dann zwangsläufig. Woher hatte sie nur die vielen Ideen genommen?

An die Zeit als Molekularbiologin, Quantenphysikerin, Malerin und Raumfahrerin konnte sie sich gut erinnern. Das war aber in einem anderen Universum, zu einer anderen Zeit, an einem anderen Ort. Ein anderes Sein.

Am Anfang war alles gut gelaufen, bis das mit dem DENKEN und INTERPRETIEREN sich zu einem Problem entwickelte.

Seitdem gab es zu allen Zeiten irgendwo *Theos*, die den Menschen was vorlogen. Die Theos logen von Beginn an. Sie seufzte und schüttelte sich. Theos logen und waren Meister im Verdrehen der Wahrheit und im Umdeuten der Gsetze.

„Meine Gsetze.“ erinnerte sich Mutter N. düster. Doch die Erschöpfung durch den erzwungenen Drogenkonsum zehrte an ihr.

Das Vierjahreszeitenprogramm lief nun schon lange fast fehlerfrei ab und die Fortpflanzung klappte seit Anbeginn der Zeit immer wunderbar. Sie hatte glücklicherweise den Spaßfaktor bewusst einkalkuliert. Alter Ego war damals an ihrer Seite gewesen. Sie hatten gemeinsam so ziemlich alles im Vorfeld ausprobiert.

Die Theos hatten in Folge mit Unterstützung der ersten M.

Poschtel zwar vieles unternommen, den Spaß zu unterdrücken. Aber Morala hatte nicht mit dem Trieb gerechnet. Diese kleine Feder war fast unsichtbar aber ein Hocheffizienzbauteil.

Die ersten Theos und Morala Poschtel pflanzten einigen der Affen eine geistige Spaßbremse ein. Das machte sie traurig, depressiv, aggressiv und gefährlich.

Mutter N. wälzte sich herum. Die monatliche anonyme Zahlung für ihre dauerhafte Unterbringung und MEDIKATION kam von einem Offshore-Konto nahe Absurdistan.

Wieder ein Traumfetzen, oder ein Schatten der Erkenntnis ihres früheren Seins.

Zuerst hatte sie den Affen MUSIK gegeben und FARBEN und FORMEN, HARMONIE und RÜTTMUS, das sollte sie beglücken und den Zugang zu den Quellen der Kraft erleichtern. Das war scheinbar nicht genug. Die Affen wollten mehr. Sie selbst war, nachdem mal die Grundgesetze initialisiert waren, zur reinen Beobachterin verkommen. Beobachten, vergleichen, forschen. Aussortieren nur hin und wieder. Sie, die Schönheit und Harmonie und Fülle liebte, beschränkte sich auf kleine Paukenschläge so alle paar Millionen Jahre. Eiszeiten, Warmzeiten, Kontinentaldriften, nur nicht hudeln. Die Dinosaurier waren großteils eine Sackgasse, weg damit. In Mutter Naturs Empfinden erschienen die Gschichten, die die Theos logen anfangs ganz hilfreich zur Verhinderung von Meuterei.

Die Affen jammerten schon ewig herum, weil sie nach SINN suchten und ihn einfach nicht finden konnten. Sie sahen ihn logischerweise nicht, denn er ist ja unsichtbar und dazu noch Mutters vorletztes Geheimnis. Alter Ego war auch dieser Spinnerei verfallen und hatte sie zur Sinnsuche verlassen. Er

dürfe sich nicht durch die Belange der Affen oder einer Frau ablenken lassen vom GROßEN GANZEN. Sie wollte sich durch diesen Verrat an ihrer gemeinsamen Sache nicht unterkriegen lassen und lebte fortan nur noch für die Wissenschaft.

Mutter N. dachte einige Zeit, die Theos könnten keinen dauerhaften Schaden anrichten. Schließlich waren diese so kurzlebig wie die haarlosen Affen und entsprechend häufig änderten sich ihre Gschichten und Glaubenssätze. Die wenigsten dauerten länger als 5000 Jahre, dann wurde mal wieder UMGEDeutelt und INTERPRETIERT und ÜBERSETZT und TRANSFORMIERT.

Auch dieser junge Mann damals am Jordan war ihr sehr sympathisch gewesen. Er wirkte wie ein junger Alter Ego. Dumm nur, das er die fixe Idee hatte, sich an ein Kreuz nageln lassen zu müssen. Dumm auch, dass die Theos ihn falsch zitierten und damit den Grundstock legten für große Verwirrungen und Kriege.

Die kunstvollen Blüten der Architektur, Musik, Malerei und Bildhauerei, die so nebenbei inspiriert wurden, machten das auch nicht wieder gut.

Heimlich, still und leise begannen sich Fehler einzuschleichen, das System lief nicht mehr rund, das Gleichgewicht war fragil, und das DENKEN und die IDEEN wurden ein immer größeres Problem. Wie oft hatte Mutter N. gesagt: „Baut Häuser nicht zu nah an Flüsse oder Vulkane, fress nicht wie die Heuschrecken, scheiß nicht da wo ihr essen wollt, spielt nicht am Gleichgewicht herum, esst keine Tütensuppen, ....“

Die Affen wurden immer bequemer und entfernten sich ständig weiter von ihrer Lebensgrundlage. Sie nannten das Fortschritt, was bei genauer Betrachtung das richtige Wort dafür ist.

Das WETTER war schon immer sehr sensibel und weinerlich und mit der Engstirnigkeit und dem Egoismus der haarlosen Affen kam es gar nicht zurecht. Beleidigt lieferte es fortwährend Kapriolen ab, trotzige Ausreißer aus der heiligen Ordnung. Seine große Schwester KLIMA-KTERIUM produzierte abwechselnd Hitzewellen und Frosteinbrüche.

„Spielt nicht am Gleichgewicht...!“

Alter Ego saß auf einem Stein, betrachtete versonnen Lotusblüten, stellte zwischenzeitlich das Denken ganz ein, leerte seinen Geist.

Männliche Affen unterdrückten weibliche Affen. Weiße Affen unterdrückten braune, schwarze, rote und gelbe Affen. Gelbe Affen mit Schlitzaugen unterdrückten gelbe Affen mit runden Gesichtern.

Irgendwo in einem Wald, vielleicht ganz in der Nähe, sank ein taubenblauer Faden zu Boden als Vettel Bas den Verstand verlor.

Der Teufel verließ das Land. Investmentbanker verspekulierten sich. Mütter ließen ihre eigenen Kinder verhungern. Männer schlugen Frauen und umgekehrt. Wälder wurden brandgerodet. Atomkraftwerke wurden gebaut. Lebensmittel haufenweise vernichtet. Tonnen mit giftigen Abfällen wurden in den Meeren versenkt und Atommüll in Salzstöcken eingelagert. Elefanten tötete man wegen ihrer Stoßzähne. Nackte Affen machten Versuche am offenen Gehirn von haarigen Affen. Es wurden Autobahnen gebaut und Konzentrationslager. Kriege wurden im Namen diverser Theos vom Zaun gebrochen. Es nahm einfach kein Ende. Unhaarige Affen ließen sich freiwillig zusammen einsperren und beim DUMMSCHWÄTZEN und Schlimmerem filmen. Politik wurde ein Studienfach und was im Fernsehen erzählt

wurde, war Gsetz.

Irgendwo in einem Wald, vielleicht ganz in der Nähe, fand die Urgroßmutter von Elise einen hübschen taubenblauen Faden, rollte ihn zu einem kleinen Ball, steckte ihn erst in ihre Schürzentasche, dann in ihr Nähkästchen, vergaß ihn wieder. Mutter N. überlegte im Dämmer Schlaf, ob das Affenexperiment überhaupt noch aufrechterhalten werden musste. Ihr schwarzer Kater hatte mehr Verstand als die meisten Menschen, und er konnte nicht reden (dachte sie zumindest) und damit alles kaputt machen. Wie alle Felidae konnte er, nur durch Blicke und Schwünge seines Schwanzes, haarlose Affen dressieren.

Das wäre ein guter Neuanfang. Sie müsste das unbedingt mal mit Alter Ego besprechen, doch der war von seiner Sinnsuche noch nicht zurückgekehrt.

Die Tür öffnet sich und Aufseher Hirni Schwurbel ersetzt die Tropfflasche durch eine neue und wieder rinnt das Betäubungsmittel in die Adern von Mutter Natur, hier geführt als Nummer 08-15.

Quelle: Archivbaum 480

Wird dies jemals enden, werden wir je verstehen? Wird Alter Ego von seiner Sinnsuche zurückkehren, wird die Proffezeiung unerwartet wahr werden?

### **Ein Besuch in der Anstalt**

Elise war sehr stolz auf ihren ersten richtigen Großauftrag für die Korbflechterei. Gut vorbereitet war sie unterwegs mit ihrem treuen Esel Auris. In ihrem Rucksack steckte die



Planrolle mit den Entwürfen und in wenigen Minuten würde sie die Püschologische Anstalt erreichen. Schon von weitem erkannte sie die acht Türme, die sich aus dem Palatinatwald erhoben. Ein jeder Turm war um ein Stockwerk höher als sein Nachbarturm. Durch die Anordnung um den kreisförmigen Innenhof, wirkte die Anlage wie eine Wendeltreppe für Trolle. Laut ihren Plänen, die sie sich aus einem freigegebenen Wahrheitsbaum organisiert hatte, besaß Turm Acht Elf Stockwerke, Turm Sieben hatte Zehn Etagen und so wurden sie immer niedriger. Turm Eins hatte immerhin vier Ebenen. Pro Einheit seien es elf „Gästezimmer“ durch einen Personalaufenthaltsraum im Zentrum verbunden und kontrolliert. Im Zwölften Quadrant des jeweiligen Kreises befanden sich die Treppen und Aborte.

Elise rechnete sehr gerne und sehr schnell, deshalb hatte sie auf drei Blicke genau erfasst, dass sie es mit einer Summe von 60 Ebenen zu tun hatte. Das waren 660 Körbe für Gäste und noch mal 60 für die Personalzimmer.

Im Geiste werkelte sie an ihrem Farbkonzept für die Obstkorbschleifen. Sie hatte sich große Mühe mit den Schattierungen gegeben. Jeder Turm hatte eine eigene Grundfarbe, die ungebrochen im Erdgeschoss eingesetzt wurde. Nach oben hin wurde der Basiston mit Weiß heller und heller und noch heller gemischt. Die Personalzimmer bekämen eine Rosette zusätzlich in der jeweiligen Grundfarbe des Turmes.

Der Anstaltsverwalter war wohl kein so guter Rechner, in seiner Anfrage fehlten 88 Körbe. Er hatte sicher die Gäste von Turm Acht vergessen.

Ja, Elise rechnet schnell und effizient.

Null Acht lautete die korrekte Bezeichnung, das stand nicht in

den Originalplänen. Elise hatte es im Tagebuch ihrer Großmutter gelesen. Die war, wie alle Frauen aus Dasdorf und Umgebung früher, für ein Jahr in der „Gschlossnen“ zum unfreiwilligen Dienst eingeteilt worden. Die Männer machten das nun schon seit einer Generation freiwillig. Na, nicht alle. Eberhard hatte sich sehr unwohl gefühlt in diesen Monaten. Fast gar nichts wollte er Elise erzählen, es sei zu deprimierend und entwürdigend, was dort geschieht. Heute Abend würde sie versuchen, ein paar nähere Informationen aus ihrem Gatten herauszukitzeln. Kitzeln half immer.

Sie zog das Einladungsschreiben des Anstaltsleiters erneut hervor, schade, das Eudyss Forie sie nicht persönlich empfangen wollte. An der Pforte würde sie Anam Neese erwarten, der dann den Stellvertretenden Anstaltsleiter zu ihr rufen würde, F. A. Questione. Mit ihm könnte sie alle technischen und gstalterischen Fragen klären und am besten die finanzjellen auch mit. Die Chefbuchhalterin Düss Calculi sei leider in Urlaub.

Die Pforte war laut Plan ein INNFORMÄSCHENDESK im Erdgeschoss von Turm 5.

„Alla Hopp, auf geht's“, sprach Elise sich selbst Mut zu, denn die Neugierde war nur wenig größer als die Erinnerungen an die Gruselgeschichten, die über die Anstalt erzählt wurden.

Die winzige Gestalt Anam Neeses war hinter dem Übersichtsplan der Abteilungen fast nicht zu erkennen, doch schien er bereits zu wissen, wer Elise war und mit wem sie zu sprechen wünschte. „Tach. Questione iss schunn unnerwegs. Setzen se sich so lang bitte in unseren Wartebereich im Zentralpavilljong. Sie hamm Nummer hunnertdrei, wir rufen sie dann. Erfrischungsgetränke serviert Ihnen gerne unser Bordpersonal. Ssänk juu for trävelling wiss .... Tschuldischung,

hab frieher bei de Bahn gschafft. Do drinn steht ä Kann mit Tee. Därfscht der was nemme, hoscht sicher Dorscht nach der lange Reis. Was zum Lese liecht aach do, enn Üwwersichtsplan vunn de Anstalt, dammit de dich nett verlaafe duschst.“ Anam Neese lächelte fast unmerklich und die Fältchen in seinen Augenwinkeln zeugten von einer guten Prise Humor, oder? Gsunde Leute kamen recht selten hier vorbei und er schien sich ehrlich zu freuen. Dem Dialekt nach kam er aus Südwestlexonien, was dem Dasdorfischen sehr ähnlich ist. Elise entspannte sich und folgte dem rosenüberwachsenen Laubengang zum Wartepavillon im Innenhof. Angesichts der Dornen blieb man gerne auf dem vorgeschriebenen Weg. Unerwarteterweise befand sich im Wartebereich nur eine weitere Person und die schlief selig, in der Hand eine leere Teetasse. Na, das wird wohl Nummer hundertzwei sein, dann wird’s so lange ja nicht dauern, dachte Elise und fischte sich einen Anstaltsplan vom Tisch.

Im Geiste fügte sie einen weiteren Korb der Liste hinzu, denn der Wartebereich, im Übersichtsplan mit Null-Null bezeichnet, fehlte in den alten Plänen.

Die Türme beherbergten tatsächlich unterschiedliche Püschologische Abteilungen:

Turm 00 Wartebereich

Turm 01 Fobicker: Prof. Pavor Nocturnus

Turm 02 Püschoticker: Prof. Hallo Peridoll

Turm 03 Neurotiker: Prof. Alex Itümie

Turm 04 Persönlichkeitgstätte: Prof. Ambi Walenz

Turm 05 Lallopathie, Intelligenztests, Forschung: Prof. K. Bühler, Sir C. L. Burt, B. Bourdon

Turm 06 UDGLP (Unter-der-Gürtel-Linie-Probleme): Prof. Vi Agrra

Turm 07 Börnauts (Patienten aus Übersee und Absurdistan):  
Prof. D. Epri

Turm 08 Gschlossene Abteilung Prof. Allmen Deklemme

Turm 09 Parapüschologie, Hübbnose: Prof. J. M. Charcot

Seltsam. Turm 09 gab es doch gar nicht? Zumindest hatte Elise nur Acht gezählt, neun waren's nur, wenn sie den „Turm“ des Wartebereichs mit der Doppelnull mit dazu nahm.

In Turmstumpf 00 führte eine Treppe auf eine umlaufende Galerie, von der aus man die einzelnen Türme über Laubgänge erreichen konnte. Nur der Zugang zu Turm Null-Acht war verriegelt. Gschlossene Abteilung. Elise überlief es kalt.

Die Fenster zum Hof zeigten in fast alle Himmelsrichtungen, lediglich in Blickrichtung zum 8. Turm hatte man eine seltsame Wandmalerei angebracht. Sie zeigte eine fantastische Landschaft ohne unten und oben. Wasser lief über Treppen herab und stürzte schließlich oben auf ein Dach, von dem es wieder.... Elise wurde es schwindlig.

Ebenda rutschte die Teetasse aus der Hand des Schlafenden und landete auf dem handgeknüpften Teppich. „Hoppla“, rief der Mann, als er Elises gewahr wurde.

„Oh, gestatten, mein Name ist Cox. Tom Cox.“ Er grinste.

„Nein, im Ernst, mein Name ist Reine W., und ich freue mich sehr, das nach so langer Zeit eine Besucherin den Test bestanden hat und Einblick nehmen will in Ascheras Hain.“

„Ascheras Hain? Es gibt hier Wahrheitsbäume?“ Elise war erstaunt.

„Natürlich. Wir arbeiten hier mit einer Sondergenehmigung. Die Wahrheiten, die hier aufgezeichnet werden, sollten nur von autorisierten Personen eingesehen werden können. Dazu kommt, dass die Patienten und ihre Familien die peinlichen

Aufzeichnungen am liebsten auslöschen würden. Somit schützen wir hier die Daten vor Vernichtung und Missbrauch. Sie haben also den Test gar nicht bestanden?“

„Ich habe bis eben nicht gewusst, das es einen Test gibt“, gestand Elise.

„Das ist aber schade. Wir testen die Bewerber auf eine Leseerlaubnis umfangreich auf ihre seelische Gesundheit. Der MMPI Katalog umfasst 566 Fragen und die Auswertung ist gnadenlos. Ich habe noch nie erlebt, dass ein Kandidat danach nicht eingewiesen wurde.“

Er holte Luft.

„Was ich persönlich äußerst bedauere, denn zu was taugt denn das Bunkern der Daten, wenn keiner was davon hat.“

„Außerdem hege ich die Hoffnung, einen neuen Lehrling zu finden. Pure W. nimmt das alles nicht ernst genug. Mein Ausbilder Volle W. hat mich immer ermahnt, dass ich keinen Bewerber einstellen soll, der die REFA nicht hundertprozentig bestanden hat. Das habe ich nun davon, dass ich nicht auf ihn gehört habe. *Jedes Fragen ist ein Suchen.*“

„Ich bin im eigentlichen Sinn aus einem ganz anderen Grund hier. Aber langsam beginne ich zu glauben, was Sie beschreiben, könnte der wahre Sinn meines Seins sein.“ Elise schüttelte sich. Was war geschehen, sie sagte Dinge, die sie vorher nicht gedacht hatte. So als manifestierte sich ein Sosein der Dinge ganz ohne Fragestellung. Ihr Dasein erschien ihr plötzlich als Urgrund des Seins.

„Heidegger war seiner Zeit weit voraus“, frohlockte Reine W. (Konnte der auch Gedanken lesen?) „Sie haben eindeutig das Potential, die Frage nach dem Sein zu stellen. Nicht nur-so-hinfragen, nein, das Potential für explizite Fragestellung.“

„Reine W.!“ Eine strenge Stimme ertönt von der Empore.

„Belästige die junge Dame nicht. Sie ist Nummer Hundertdrei.“  
An Elise gewendet klingt die Stimme nur ein klein wenig weniger streng.

„Gestatten, mein Name ist ohne Frage Questione. Folgen Sie mir bitte.“

...

Und ohne, dass Elise weiß wie ihr geschieht, findet sie sich eine Stunde später wieder vor den Toren der püschologischen Anstalt. In ihrem Rucksack einen Scheck mit der Anzahlung für den Auftrag. Turm 09 benötigte keine Körbe. „Astralkörper brauchen keine Vitamine“, war die Begründung Questiones. Während des Verkaufsgesprächs war ihr Quittensirup aufgedrängt worden, so bitter schmeckte der daheim nicht, weshalb sie ihn nach einem Höflichkeitsschluck heimlich in einen Blumentopf entsorgt hatte. Ihre Erinnerung an das Gespräch mit Reine W. war daher ausreichend deutlich, was, ohne Frage, nicht in Questiones Sinn lag.

„Die Antworten wirst Du erst finden, wenn die Frage richtig gestellt ist.“

Die Abschiedsworte von Reine W. klangen in ihren Ohren nach, als sie sich durch eine eben aufgezugene Schlechtwetterfront auf den Heimweg machte.

Quelle: Archivbaum 481

Wird Elise neugierig genug sein, die Wahrheit in Ascheras Hain zu suchen? Wird sie Hilfe erhalten und wenn ja, von wem? Das wird in einer anderen Gschichte erzählt werden müssen.

## **Licht am Ende**

Eduard betrachtete voll Sorge das aufziehende Unwetter, Elise wollte doch längst zurück sein. Auf dem Herd köchelte ein großer Topf mit Gulasch. Die Spätzle würde er ganz frisch zubereiten. Hoffentlich legten die Hühner bei dem Mistwetter genügend Eier. Er warf seinen Umhang über, zog den Hut tief ins Gesicht und lief hinüber zu den Ställen. Fröderrick und Piggeldie, Berta und Rosa, Rachel und Agnes hatten darauf bestanden, dass die Ställe der Tiere untereinander immer erreichbar sein sollten. Sie hockten einfach gerne beisammen und schienen sich wunderbar zu verstehen. Wenn es bei den Menschen nur auch so wäre, dachte Eduard, als er seine versammelten Tiere im großen zentralen Stall betrachtete. Freundschaftlich hatten sie sich aneinander gekuschelt in Erwartung eines wirklich fiesen Sturmes.

Zu den Schweinen, Kühen und Jungschafen gesellte sich der gesamte Hühnerhof, die Entenschar, die Brieftauben, deren Gehör ausgezeichnet war, Hund und Katz und Nachbars Lumpi, ein betagter Truthahn.

In Eduards Stall war der perfekte Treffpunkt für jegliche gesellschaftliche und geheime Zusammenkunft. Es war warm und trocken, duftete nach Heublumen und vermittelte einem ein sicheres Gefühl, da die Tiere jeden Fremden sofort lauthals begrüßten, sobald er einen Fuß auf den Hof setzte. Deshalb fanden hier auch die Treffen der anonymen Rebellen statt, die bereits die Tütensuppenproduzenten erfolgreich des Landes verwiesen hatten und am Plan zur Verjagung der Kuttenträger arbeiteten.

Die Hühner hatten ihm sogar sieben Eier gelegt, da kann ja noch Besuch kommen, freute sich Eduard.

Er beschloss bei den Tieren im Stall zu bleiben bis Elise zurückkam und Auris hereinbrächte. Gemeinsam könnten sie den treuen Esel trockenreiben und vielleicht das schlimmste Unwetter in Ruhe mit den Tieren abwarten. Essen schien ihm nicht mehr so wichtig, Elise sollte sicher heimkommen. Die Stalltür öffnete sich als ein Blitz herabzuckte, doch statt der bekannten Silhouette seiner Frau und ihres Reittieres wehte der Sturm eine zerlumpte Gestalt herein. Langes Haar und wallender Bart, zerschlossene Sandalen, ein Wanderstock wie ihn die Pilger bei sich trugen. Auf dem Rücken das typische Bündel derer, die nicht viel Zeit gehabt hatten, ihre Habseligkeiten vor den Kuttenträgern zu retten. Der zerfetzte Umhang klebte an den erbärmlich klapprigen Beinen des FLÜCHTLINGS.

„Herein, herein, lieber Fremder, schließt das Tor, bei dem Wetter schickt man doch keinen Hund vor die Tür!“ Eduard war durch und durch ein Retter aller Kreaturen.

Die Tiere begrüßten den alterslos scheinenden Mann freudig, fast, als hätten sie ihn gekannt und lange vermisst.

„Die Hühner haben ein paar Eier mehr gelegt, es ist genug für einen Gast im Hause.“

„Habt Dank.“ Der Fremde sank auf einen Strohhallen und wischte sich nasse Haarsträhnen aus dem kantigen Gesicht. Eduard dachte immer sehr praktisch, deshalb gab es in der kleinen Kammer nebenan ein paar trockene Hosen und ein Hemd für alle Fälle. (Es war sein letztes Hemd, das er hier aufbewahrte.)

Wieder öffnete sich die Tür, diesmal war es wirklich Elise auf Auris, klatschnass mit kämpferischem Blick.

„Das richtige Wetter für meinen Heimweg aus der Anstalt. Ich kann Dir sagen, da ist was oberfaul hinter der Fassade. – Oh,



wir haben Besuch!“ Die Tiere waren vollauf begeistert, ihre Menschen waren zu ihnen in den Stall gekommen, es roch nach Abenteuer (nassen Klamotten) und Verschwörung (an Elise klebte noch ein Hauch des bitteren Quittensirups). Aufgeregt drängten sie sich näher an die drei Menschen, weshalb es dann auch noch nach anderen Dingen roch (nasser Hund zum Beispiel u. dergl.).

Elise hatte ihr persönliches letztes Hemd und eine bequeme Schlumpelhose aus der Milchammer angezogen und sich ein Handtuch wie einen Turban umgewickelt, während die Männer einträchtig den Esel trocken rubbelten und anfangen, allen Tieren die Futtertröge zu füllen. Als würden sie sich schon ewig kennen, wurde alles Notwendige getan, ohne zu murren und zu knurren. Der Stall wirkte wie ein Katalysator des Friedens. Elise dachte plötzlich daran, dass sie in einem der freigegebenen Wahrheitsbäume von einer Flüchtlingsfamilie gelesen hatte, deren erstes Kind in eben solch einem Stall geboren wurde. Kein Wunder, in einem Stall können Wunder geschehen.

Nun waren die Tiere versorgt, Eduard hatte ein Nähzeug, Brot und das Gulasch durch den unterirdischen Gang, den er wirklich nur im Notfall benutzte, aus der Küche geholt. Wein und Wasser besorgte Elise aus dem Keller und nachdem der arme Flüchtling den schlimmsten Hunger und Durst gestillt hatte, kuschelten sie sich zu den Tieren und der Mann erzählte von seiner Reise durch unzählige Länder, während Eduard die zerrissene Satteldecke von Auris flickte.

In den meisten Staaten herrschte Krieg zwischen unterschiedlichen Kuttenträgern. Andere Landstriche waren durch Dürren oder Überschwemmungen so verwüstet, dass dort die Menschen keine Heimat mehr finden konnten. In

einigen Ländern waren Brunnen und Böden vergiftet durch industrielle oder pharmazeutische Abwässer und Abgase. Manche waren unsichtbar vergiftet, durch Strahlung, die von kleinen Kästen durch Ticken angezeigt werden konnte. blieb man dort längere Zeit, fielen einem Haare und Zähne aus. Traurig holte er ein Büchlein aus seinem Bündel, es enthielt gepresste Blüten.

„Meinen Namen habe ich vergessen. Die Blüten waren mir wichtiger. Und ich habe vergessen, warum ich auf die Reise ging. Es war plötzlich sinnlos, immer nur Suchen und Grübeln und Denken, immer weiter fort von daheim.“

„Die Antworten wirst Du erst finden, wenn die Frage richtig gestellt ist“, murmelte Elise. „Das sagte Reine W. zum Abschied.“ Und sie erzählte den Männern und den Tieren haarklein, was in der Püschologischen Anstalt geschehen war. „Explizite Fragestellung, nicht nur-so-hinfragen. Ich glaub, jetzt hab ich es.“

„Ich glaub, jetzt hat er es“, flüsterte Rosa, die Kuh, andächtig. Das Nähzeug war Eduard vom Schoß gerutscht, pling machte der Fingerhut, den noch nie jemand benutzt hatte, als er auf den Boden rollte. Elise erhaschte ihn kurz vor dem Bodenausguss. Seltsam, man konnte ihn gar nicht auf den Finger setzen, darin war etwas versteckt.

*Zwei Drachen werden kommen, einer wird blaue Flügel haben, der andere wird einen goldenen Esel reiten. So sollt ihr die Retter erkennen. Sie werden den Faden wieder aufnehmen und die Hexe wird untergehen und alles wird gut werden.*

Alle sahen hinüber zum güldenen Fell von Auris. Über dessen Kopf, neben den Urkunden, die die schlaue Berta gewonnen hatte, prangte an der Stallwand das Erinnerungsfoto des Verkehrsdrachens Eduard mit seinen verkehrspolizeiblauen

Stummelflügel zusammen mit seiner geliebten Freiwilligendrachin Elise und dem goldenen Esel. Gemeinsam mit dem Fingerhut war ein taubenblauer Ball auf den Boden gerutscht, Eduard hob ihn hoch, Elise zog an dem freigewordenen Ende des Fadens und gemeinsam nahmen sie den Faden wieder auf.

„Sie nannte mich ‚Alter Ego‘. Oh, wie wahr hat sie gesprochen damals, ich alter Egoist habe den Sinn doch bereits in meinen Armen gehalten. Ihr vorletztes Geheimnis. Wir müssen Mutter finden, bevor es zu spät ist. So einen Blödsinn kann nur Thea erfunden haben, die war schon immer ein ausgebufftes Luder und viel schlauer als Theo. Ich habe viel zu lange mit dem Kopf in den Wolken gelebt und meine Bindung an Mutter Natur verleugnet.“

Just in diesem Moment reißt der Himmel auf und Licht fällt durch die blitzblank geputzten Stallfenster, als würde dort oben jemand ein Bild machen wollen, von diesem wirklich denkwürdigen, schicksalsträchtigen Moment, um dieses Foto im intergalaktischen Netz, in einem interstellaren Social Media Network zu posten.

Quelle: Archivbaum 481

Werden die furchtlosen Drei Mutter N. in Turm 08 aufspüren, sie befreien und die Betrügerbande dingfest machen können? Wird Vettel Bas, das böse alte Weib, erlöst werden können? Werden die Kuttenträger aller Länder dieses Universum verlassen müssen, kann die Natur wieder restlos geheilt werden und wird es genug Quittensirup für alle geben? Kann man das Gleichgewicht wieder herstellen und dauerhaft sichern? Das wird in mehr als einer anderen Gschichte erzählt werden müssen.

Christina Schößler

Sommerabend zwischen Innen und Außen

---

Sie blickte auf die dunkelgrauen Regenwolken. Zwei Möwen flackerten hell vor dem schwindenden Abendhimmel, kreisten aufgeregt über dem brackigen Grün des kleinen Flusses. Die moosbepelzte Stadtmauer stand ihr jetzt zur Seite, bröckelnd, durchwachsen von sprießenden Farnen. Sie kehrte in einen asiatischen Imbiss ein. Dort wartete eine schöne alte Japanerin hinter dem Tresen, zeigte ihr weiches, unaufgeregtes, klares Gesicht, eingerahmt von grauen Schläfen, die Haare zum Zopf gebunden. Eine stoische Bewegungslosigkeit, die von ihr ausging, eine Art katzen gleicher Ruhe. Erinnerung an etwas, was sie kannte und wonach sie sich sehnte: zu lange schon. Sie bestellte sich einen Jasmin Tee. Dafür reichte das Geld noch aus. Sie setzte sich damit in eine schattige Ecke, nippte lange an dem heißen Getränk. Dann war es zehn Uhr, und sie musste gehen. Wieder einen Ort verlassen, an dem sie sich gerade erst niedergelassen hatte.

Immer noch war da das Tosen, das Lärmen in den Ohren, den Schläfen, allen Muskeln. Eine stete Behinderung der Sinne, eine chronische Betäubung und Lahmlegung des Körpers. Und ihr ziseliertes, zersprungener Blick, Risse, Fusseln und Punkte auf der Linse, unzählige Fremdkörper, Verwüstungen, die nun nicht mehr wegzuwischen waren. All das musste sie fühlen und sehen. Tagtäglich. Zertrümmerte Empfindungsorgane. Seit es keine Wände mehr um sie herum gab, war sie aus-gesetzt, der Körper war zu ihrer einzigen Wohnung geworden.

Der Himmel wuchs von einer Seite her in ein entschiedenes

Dunkel hinein. Die schwarze Spiegelung der Bäume im Wasser fing ihren müden und doch überwachen Blick. Letzte Jogger durchpflügten die Abendstille, das rhythmische Knirschen ihrer aufkommenden Füße, ein anschwellendes und wieder verschwindendes Hecheln und Schnaufen. Ihr eigener Puls schien versickert, ihre Wärme abgeblutet zwischen ruhelosen Tagen und Nächten. Über ihr stießen Fledermäuse in die Luft, lautlos ihr ellipsenförmiges Schwirren. Ein Geruch von abendlich abgekühltem Flusswasser, schneckig, muschelrig, eine Andeutung von Meer.

Sie trieb, vom Wind geschaukelt, auf den Kiosk am See zu, empfand eine Helligkeit, eine kurze Erleichterung, als sie den Iraner hinter der Glasscheibe auftauchen sah. Sein eigentümlich indianisches Aussehen. Als sie eintrat, erklangen die weichen, leisen Töne eines Windspiels, das über der Tür angebracht war. Dann summende Kühltruhen, grelles Neonlicht auf der gut sortierten Auslage an Süßigkeiten, Chips und Getränken. Ein Raum der provisorischen Einkehr. Dieses ewige Auswärtig-Sein, das umgestülpte Innen, die Schwielen und Beulen der Obdachlosigkeit. Eine reißende Sehnsucht nach sanften Stunden, nach einer ruhigen Wohnung stieg in ihr auf. „Wieder ein Sommerabend, an dem getrunken werden muss“, sagte der Iraner. Ja, die Abende, die blauen, lauen Abende. Sie kaufte sich eine Dose Bier und ging hinaus. Sie nahm den ersten Schluck, und der Alkohol legte sich wie ein samtiger, schwerer Teppich auf ihre Zunge.

Auf den Bänken konnte sie nachts nicht schlafen. Sie imitierte Schlaf, wie sie nach und nach alles imitierte, was nicht mehr getan werden konnte, was nicht mehr von selbst geschah. Mit

der Zeit konnte sie immer weniger sich selbst hören, wurde überschwemmt von Gesprächsfetzen, Handyklingeltönen, Presslufthämmern, Gesprächen. Sie hatte ihr inneres Ohr verloren, ihren Gedankenhafen, ihre Vorstellungskraft. Der Verlust eines stillen, eines bergenden Ortes hatte eine zunehmende Entblößung verursacht. In einem Buch hatte sie einmal von der „Geborgenheit unter der eigenen Schädeldecke“ gelesen. Ihr hatte diese plastische Beschreibung gefallen, und sie kannte diese Art inniger Empfindung. Nun schien auch diese zu schwinden. Die Dinge waren ihr so nahe gekommen, dass sie sich selbst nicht mehr fühlte.

Sie fing an, mit sich selbst zu sprechen, fädelt leise Wort auf Wort, strickte Satz an Satz, ein ganzes, größer werdendes Gewebe aus Lauten, das sie für Augenblicke wärmen und schützen konnte vor dieser aufdringlichen, stets zu lauten Außenwelt, vor den Motoren und Maschinen, die sich wie eine gefräßige Lawine über die Straßen wälzten. Sie murmelte unentwegt, spann ein Netz aus Silben und Sätzen, das anfang zu leuchten. Sie schickte Klänge, Vibrationen in die Luft, die in einem größer werdenden Echo an ihr Ohr zurückhallten. Ja, sie war noch da. Ihr Atem, ihre Stimme schlugen sich wie ein Zelt um sie auf, sie redete, sumgte, ersang sich einen Raum, der sie in eine heilsame Distanz zu allem brachte, zu den Dingen, die allzu oft scharf und spitz wie Steine auf sie zustürzten. Sie sprach nun ihre Gedanken immer öfter laut aus, was sie unter normalen Umständen niemals tat. Überhaupt hatte sie in ihrem Leben das Sprechen nicht besonders gemocht. Doch jetzt, jetzt musste sie es tun. Nur für sich. Sie konnte gar nicht anders. Der Strom aus Worten brach ihr die Lippen, schob sich vor ihrem Mund her wie eine riesige Bugwelle.

Sie erinnerte sich jetzt auch an die Märchen, die sie in ihrer Kindheit gehört hatte, spürte ihrem Klang nach, zog sich die Sätze an, wie eine Haut. Hier war sie geschützt, getarnt vor Gefahren, für kurze Zeit in einem toten Winkel für die Welt. Hier konnte sie sein. So. Nur so.



Jenny Schon

Endlosschleife ...

---

Ich steige Südkreuz aus. Ziehe mein Wägelchen zur Rolltreppe, fahre rauf zur S-Bahn. Da fällt mir ein, ich hab den Camus im Zug liegengelassen, hab kaum gelesen, hab in der Vergangenheit gehangen wie an sirrenden Drähten.

In Hamburg Dammtor war ich eingestiegen.

Ich hatte einen schönen Auftrag bekommen. Im Institut für Asienkunde in Hamburg sollte ich nachforschen für einen Artikel über den Boxeraufstand. Wie weit und welche Deutschen damals in Shandong, der deutschen Provinz in China, mit welchen Geschäften beteiligt waren. In der Nähe vom Dammtor hatte ich mich eingemietet, Belvedere hieß die Pension, sie versprach eine schöne Aussicht. Ich erhoffte mir einen Blick über den Hafen, die Elbe, die Norddeutsche Tiefebene. In Hamburg war ich selten. Ich schaute nicht auf die Norddeutsche Tiefebene, schaute auf den Japanischen Garten, der schon arg verwildert war, täglich machte ich einen Spaziergang, wochentags fuhr ich ins Institut, am Wochenende schlenderte ich zum Gänsemarkt, zum Bismarckdenkmal, zum Michel, den Verlagshäusern. Eines Abends aß ich in der *Alten Liebe* eine Hamburger Fischpfanne, und da Fisch schwimmen muss, trank ich einiges. Ich fuhr mit dem Taxi in die Pension. In unserem Belvedere war mächtige Aufregung. Ein großer dicklicher Mann mit Hornbrille und ein jüngerer wuselten mit dem Gepäck herum. Frau Mackensen, die Hausdame, war sichtlich überfordert. Ich nahm mir meinen Schlüssel und schaute den großen dicklichen Mann mit stechendem Blick an. Guten Abend, sagte

ich. Haben wir Zuwachs bekommen so spät, Frau Mackensen? Ja, ja, den Herren gefällt der Ausblick aus ihren Fenstern nicht. Bei Belvedere haben sie sich was anderes vorgestellt.

Vielleicht einen Blick auf Schloss Neuschwanstein?, provozierte ich. Ich meinte einen bayerischen Tonfall gehört zu haben. Ich hatte immer noch meinen rheinischen, den abzulegen, ich mir keine Mühe gab.

Vielleicht wie Tucholsky, der wusste, dass die Berliner vorne die Friedrichstraße und hinten die Ostsee wollen oder umgekehrt, kommt drauf an, wo der Mensch sein Gesäß hat. Nicht wahr, Frau Mackensen, bieten Sie doch noch zum Schlossblick die Halligen an, das ist doch den Hamburgern ein Leichtes. Gute Nacht.

Ich stieg die Treppe hoch, ich wohnte im ersten Stock, da benötige ich keinen Fahrstuhl.

Der jüngere Mann kriegte einen Lachanfall. Der dickliche keuchte hinter mir her. Ich dachte, er langt mir eine. Sie, Sie, keuchte er, der Junge hielt sich den Bauch vor Lachen, er krümmte sich.

Sie, du, ich hab deine Stimme erkannt, stammelte er, du bist Lissy, nicht wahr, Lissy, die Kölnerin aus Berlin-Wilmersdorf, die Camus über alles liebte.

Ich war platt. Ich drehte mich, hackte den Absatz in den dickflauschigen dunkelroten Teppich und hielt mich am Geländer fest. Sie, wir kennen uns? Ich raste in meinem Kopf hin und her, alle Männergesichter bekamen einen Schwanz, wackelten, zuschelten, gifteten, warum muss ich auch so viele Männer haben, ich kam nicht drauf. Ein Bayer war nicht dabei, nicht ein einziger!

Du erkennst mich nicht, dreißig Jahre ist es her, mehr als dreißig Jahre. Meine Eltern haben uns getrennt damals. Ich

hab in Frankfurt Abitur gemacht und dann in München studiert. Ich bin ein richtiger Bayer geworden und mein Sohn sowieso. Tobias, das ist Lissy, eine Jugendfreundin von mir, wir waren damals so alt, wie du jetzt bist.

Der junge Mann gab mir die Hand. Der schien mich ins Herz geschlossen zu haben, wahrscheinlich wegen der Bemerkung mit dem Gesäß, junge Leute können sich noch über jeden Blödsinn amüsieren.

Grüß Gott, Frau Lissy, sagte er auf bayerisch.

Guten Tag, ich drückte kräftig zurück.

Ich hab trotzdem keine Ahnung, wer Sie sind, Herr?

Ach, Entschuldigung, Dirk Paschke. Auch er markierte mit kräftigem Händedruck mir seinen Stempel auf.

Es tat weh, ich wankte. Mein Gott, das ist ja wie aus einem anderen Leben.

Kann ich Dir helfen, Lissy, ich bin Arzt.

Ich hatte mich vom Schrecken erholt. Arzt?, fragte ich. Du solltest doch wie alle Paschkes Rechtsanwalt werden.

Mein Sohn wird Jura studieren, nicht wahr, Tobias? Da wird dein Opa in Berlin sich freuen.

Lebt der denn noch? Leben die alle noch?

Frau Mackensen, wir bleiben, ruft Dirk. Tobias, nimm unser Gepäck. Das wird ja eine wunderbare Hamburger Reise. Tobias wird morgen immatrikuliert. Er soll weit weg, besonders von seiner Mutter, die ihn zu sehr verwöhnt, er soll hier in Hamburg studieren. Ich musste ja damals auch weit weg, von Dir, Lissy, von Dir... Lebst du noch Berlin?

Ja, Dirk, ja. Ich muss morgen früh ins Institut, es warten bestellte Dokumente auf mich. Es ist schon spät. Können wir uns morgen verabreden, Dirk.

Dirk? Die ersten Jahre hatte er sich hin und wieder mal gemeldet. Ich hätte ihn nicht erkannt, auch nicht an der Stimme, obwohl, trotz seines bayerischen Mischdialekts, der Tonfall noch am meisten der Dirk war, den ich in Erinnerung hatte. Er hatte mich an meinem ganz besonderen Tonfall wiedererkannt. Es ist schon komisch, dass der Ton der Stimme in den eigenen Ohren eine andere Klangfarbe hat, als wenn ich zum Beispiel auf den Anrufbeantworter spreche und mich dann selbst abhöre. Ich bin mir dann ganz fremd. Aber für die anderen klingt man wahrscheinlich genau so und nicht anders. Ich hab mir ein Taxi genommen. Es regnet fürchterlich. Noch im Treppenhaus schüttele ich mich, schließ meine Wohnung auf, stelle den Trolley ab, zieh den Mantel aus und renne zum Bücherregal. Zwischen tantrischen Aktbüchern steht Camus' Fremder, wie ich's verlassen.

Meinte ich nicht, ihn im Zug liegengelassen zu haben? Ich komm mir fremd vor.

Jedenfalls hat mein Nachbar diesmal nicht rumgestöbert. Es hätte seinen Ordnungssinn empfindlich gestört, den Camus zu den Tantrabüchern und nicht zu den Franzosen zu stellen. Ich habe bei jeder Reise so eine Falle eingebaut, meist ist er reingefallen, also muss diesmal was Besonderes vorgefallen sein.

Aber die Pflanzen sind gegossen, sie sehen gut genährt aus. Staub ist gewischt. Ich habe mein Ankunftsdatum um zwei, drei Tage offen gehalten, auch das mache ich meist, damit er sich nicht zu sehr in meiner Wohnung wohlfühlt.

Ich schalte den PC an. Während sich der Bildschirm aufbaut, sortiere ich die Post, es sammelt sich jede Menge Reklame an, ab in den Papierkorb, ich sortiere weiter. Zwei

handgeschriebene Briefumschläge starren mich an. Einer mit krakeliger Schrift. Einer ganz leicht gesetzt mit Buchstaben, die fliegen. Eine Frau? Ich kenne die Absenderin nicht.

Ich reiße den Umschlag auf.

Im Namen von Professor Dirk Paschke möchte ich Ihnen mitteilen, dass Sie heuer in den Genuss seiner Weine kommen sollen. Wenn Sie den Gutschein einlösen nach der hier erörterten Art und Weise, erhalten Sie sechs Flaschen Blauen Wildbacher.

Es folgt noch Kleingedrucktes.

Ich gebe mein Passwort ein. Ich lese die erste Mail:

liebe lissy, hier ist jemand, den du beeindruckt hast, als du zum jour fix bei uns warst. Ich hab ihm nicht deine adresse gegeben, das musst du entscheiden. für dich gute gesundheit und alles liebe, deine meike.

Ich öffne den Anhang, nachdem ich den Viruscatcher zur Arbeit aufgefordert habe. Kein Virus gefunden, antwortet er brav.

Liebe Lissy, Betreff: Die kopulierenden Kröten... wir sprachen darüber, Reiseschriftstellerin bist Du...hört sich gut an. Ich reise im Internet. Bin in der Südsee und lebe in einer Kommune, die matriarchalische Züge trägt, wie Du von dem Stamm in Südchina berichtet hast. Und stell Dir mal vor, kopulierende Kröten sind auch dabei, ähnlich wie die, die Du in Deinem Vortrag gezeigt hast. Neben Schlangen gibt es vor allem Echsen und Schildkröten, die werden geröstet...

Ich habe jetzt keinen Hunger und klicke auf eine andere Mail. Prof. Dr. Dirk Paschke, Chefarzt der Klinik am Bodensee.

Liebe Lissy, herzlichen Dank für Deine Mail, über die ich mich sehr gefreut habe. Es geht mir eigentlich ganz gut, aber es gibt da eine riesige Diskrepanz zwischen "objektiven" Befunden

und meinen subjektiven Gefühlen: nach den Ergebnissen der bildgebenden Verfahren vom November habe ich in der Leber und überall in den Knochen Metastasen, aber ich spüre nichts davon, habe überhaupt keine Schmerzen.

Allerdings habe ich u.a. nach neuesten Ergebnissen der Tumorforschung seit Mitte Dezember ein eigenes therapeutisches Konzept entwickelt:

- Individualisierte Chemotherapie, die ich im Unterschied zur Strahlentherapie gut vertrage, außer etwas Müdigkeit in den ersten Tagen

- Lowcarb-Ernährung, also weitgehend glukosefrei (Tumorzellen können nur mit Glukose überleben!)

- "Alkalisierung", d.h. 6 Tab. Natriumbikarbonat pro Tag (Tumorzellen fühlen sich nur in saurem Milieu wohl) und schließlich

- Bewegung, möglichst an der "frischen Luft" (eine hohe Sauerstoffsättigung des Blutes mögen Tumorzellen auch nicht), und zwar mit Nordic Walking und oder Laufband mindestens 10.000 m/Tag (stimuliert die körpereigene Abwehr, Endorphine, natural killerzellen).

Das Ergebnis wird sich in den nächsten Wochen zeigen.

Am kommenden Donnerstag habe ich noch eine kleine Augen-OP (Katarakt rechts) in München und eine Untersuchung und Probeexzision in der HNO-Klinik.

Dann sollte erst mal Ruhe sein und ich möchte natürlich in den Ferien nach Berlin kommen, vielleicht kommt Tobias mit. Bis bald - mit lieben Grüßen! Ich hab Dir einen Gutschein schicken lassen für einen Sechserpack meiner letzten Lese am Weinberg. Dirk.

Ich lese bei dem kopulierenden Krötenspezialisten weiter:

Neulich war ich im Männerhaus. Blätterrauschen und Donnern

draußen, wir saßen gemütlich auf den Dielen und rauchten. Davon wurden sie wohl angezogen, die fliegenden Ameisen, sie klammerten sich aneinander, vollzogen ihren Geschlechtsakt und fielen zu Boden, unten hockten die Kröten mit offenem Riesenmaul, glitschig vom quellenden Sperma. Ich lasse die Mail stehen, rolle den Stuhl und schimpfe laut, der hat ja einen Knall! Ich kann mich an keinen Joachim bei der Meike erinnern.

Ich gehe in die Küche und hole mir ein Glas Wasser. Dann lese ich weiter.

Ich war auch im Frauenhaus, zufällig. Ich wollte schon gehen, aber sie hießen mich hinhocken und nun hockte ich und verstand nichts. Eine alte Frau setzte sich an meine Seite, sie konnte ein wenig Englisch.

Sie menstruierten miteinander. Zeigten sich ihr Blut. Mir wurde schon anders, so viel über den weiblichen Zyklus zu hören. Ich hätte dich gerne dabei gehabt, so viel erst mal für heute, Joachim.

Ich antworte.

du hast es auch ohne mich genossen, lieber joachim. vielleicht ein bisschen zu viel bei der feuchtgebietskonkurrenz der charlotte abgeguckt, auch würde, lieber joachim, ein besuch beim herrn doktor nicht schaden, ob da nicht ein defekt ist. vielleicht sind ein paar fliegende ameisen in die vorhaut gedrungen... die expertin der seidenstraße, Lissy.

Ein paar Bestellungen von meinen Büchern, zwei Anfragen aus England. Ich schaue wieder bei der Kröte vorbei. Die Antwort aus der virtuellen Südsee ist da.

Betreff: Re: die oralkopulation

Hmm... dieses Buch habe ich gar nicht gelesen. Das Essen blieb

also drin und der Arzt unbelästigt. Wer bist Du? Lissy, die hauptberuflich die Zellen bei der Zellteilung beobachtet? Viel Sonne und Wärme schickt Dir Joachim.

Der muss mich verwechseln, ich ärgere mich, dass ich überhaupt geantwortet habe. Ich maile Meike, mir so was vom Halse zu halten. In Google tippe ich Krötenkopulation ein und finde eine ganze Fangemeinde der quakenden Art.

Ich höre den Anrufbeantworter ab:

Wer? Neunter Anruf. Ich drücke die Rückwärtstaste. Ott, höre ich, ein Krächzen, noch mal zurück. Dann gehaucht, Otto, nochmals rückwärts. Hallo, Lisbeth.

Schon ewig nennt mich niemand Lisbeth. Wer ist Otto? Lisbeth und Otto.

Das hab ich doch abgeschafft, damals. Hab ihn Odo genannt, weil bei zweimal t zu viel Spucke rausspritzt: tt...Otto! Und dann auch noch dd Budde!

Ich hör nochmal das Band ab. Nummer Fünf hat auch so was Genuscheltes, das wie Hallooo Liesbeeth hier ist Otto klingt. Bei Nummer neun ist es klarer. Lissy, ich wollte dir... Pause, Husten, Lissy, wieder Husten, hier ist Odo, ich wollte dir nur sagen, liebe liebe...Husten liebe Lissy, ich liebe dich. Das ist mit aller Kraft heraustrompetet. Ich wiederhole den Anruf Nummer Neun, lass ihn durchlaufen, überhöre das Husten und Bellen, es heißt, Lissy, ich wollte dir, hier ist noch mal Odo, ich wollte dir nur sagen, liebe liebe Lissy, ich liebe dich.

Ich setze mich. Das Gepäck um mich herumgelagert. Ne, Odo, schimpfe ich, in der Post war schon ein Auszug aus deiner Familienchronik, wovon ich zunächst dachte, es sei Reklame. Ne, ich will nicht wieder von dir vollgemüllt werden. Nach all



den Jahren nicht ein drittes Mal anfangen. Es war unerträglich mit dir, du bist ein Surrogat. Wie wenn ein Alkoholiker alkoholfreien Wein trinkt, säuft und säuft, zieht an der nikotinfreien Zigarette, katscht zuckerfreie Schokolade...keine Befriedung, die Sucht wird groß und größer...du kannst sie nicht befriedigen, du hast sie frei gesetzt, ja, das hast du, beim zweiten Mal. Aber befriedigt hast du sie nicht, meine Sehnsucht nach Liebe.

Lieber Odo, tippe ich. Du hast ein Leben gelebt und ich habe ein Leben gelebt. Das sagte ich Dir damals schon, an jenem Sonntag im Mai. Als der zweite Anlauf in die Startlöcher ging. Du warst schon verheiratet. Ich muss dich hin und wieder hören, sagtest du, und: Lissy, ich liebe dich. Ich muss dich spüren.

Nein, sagte ich - und wir rasten in eine Unendlichkeit, die ein Ziel hatte, ich möchte sieben Kinder von dir, hauchtest du...Aufhören, aufhören, schrie ich, als wir abstürzten. Ich will keine Kinder von einem verheirateten Mann.

Und jetzt wieder? Nein, Odo, das Leben ist vorbei. Ich kann keine Kinder mehr kriegen, ich brauche deine Familienchronik nicht, ich habe keinen Platz in meinem Regal, in dem sich mein Nachbar vergnügt...

Ich höre den zehnten Anruf ab. Klar und deutlich: Du wirst sicherlich viel zu erzählen haben, liebe Lissy. Ich bin in Berlin. Odo.

Ich lege den Wein-Gutschein von Dirk, nachdem ich das Kleingedruckte überflogen habe, in den 3D-Drucker, rauche eine und lese die Restpost. Ich greife den Hörer und drücke die Wiederholtaste.

Kein Anschluss unter dieser Nummer, temporarily unavailable, kein Anschluss unter dieser Nummer,

temporarily unavailable, kein Anschluss...

Nach einer Weile steht eine ansehnliche Rotweinflasche seines Heurigen auf meinem Schreibtisch. Ich hole ein Glas und genieße.

Ich schaue aus dem Fenster, es ist dunkel draußen, die ferne Straßenbeleuchtung irisiert. Es vergeht Zeit, ich spüre sie auf meiner Haut.

Wie aus einer anderen Welt steht plötzlich mein Nachbar neben mir, er habe Licht gesehen und geklingelt. Ist alles in Ordnung? Da meine Rückkehr unbestimmt war, habe er die Gäste bei sich untergebracht.

Gäste?, frage ich, ich erwarte niemanden. Er tritt beiseite.

Weit ausholend kommt Dirk auf mich zu, ohne Sohn, und küsst mich, dahinter Odo, klein und zusammengesunken, ich trinke keinen Alkohol, haucht er, falls hier eine Party stattfinden sollte, und ein fremder Mann, eine Kröte am Halsband hinter sich herziehend. Ich bin Joachim, Buddhist, ich trinke auch keinen Alkohol, aber ich liebe trotzdem Partys.

Schön, schön jubeln mein Nachbar und Dirk, dann haben wir keine logistischen Probleme.

Die beiden stürzen sich auf die Weinflasche, die mein Drucker laut Code auf dem Gutschein in regelmäßigem Zeitabstand freigibt. Ich reiche ihnen Gläser, sie prostern.

Aus dem Hörer schnarrt noch immer temporarily unavailable, kein Anschluss...

Wie ich meine logistischen Probleme gelöst habe, weiß ich bis heute nicht.

Hermann Wallmann

Ćosić oder Telgte, Techte, Tächte (con spiritosanto)

---

**Suggestion:** *Was mich angeht, so kenne ich keine anderen Pfade der Schöpfung als jene, die Schritt für Schritt (vgl. TextExpander resp. Auto Correct), das heißt Wort für Wort, durch den Fortgang des Schreibens selbst gebahnt werden.* (Claude Simon: Der blinde Orion. Aus dem Französischen von Eva Mollenhauer, Zweitausendeins Verlag, Frankfurt 2008, S. 9; französische Erstausgabe 1970; vgl. Hubert Selby: I don't wanna stand in the way of a story.)

Mitten im Ort, an einem Hotel, das es **nicht** mehr gibt, gab es ein de(l)ftiges Hinweisschild, das es auch nicht mehr gibt: Widerlich abgestellte Fahrräder werden versteckt, but starting over again, wenn du von Münster kommst, wo es die Fürstin von Gallitzin ja nur noch in Form einer posthellenistischen Taverne gibt und einer realen - konsolaediscimus -: Schule, die sich einen **rostigen Exoskelett-Erdball** (verstehe collierrouillée) aus Längen- und Breitengraden (vgl. Otterness) ans Revers geheftet hat (verstehe Epichorie), nicht aber mehr in der **Grünen** Gasse, stößt du auf die **Marienlinde**, tuschelnd steht sie auf einer Petersinsel sui generis im kopfsteinernen Meer, wenn indes du dich Telgte von Angelmodde aus (von lat. angelus und von lat. modus, vgl. Walter Benjamin) näherst, wo nicht nur der hochwürdige Pfarrer Max Klüter aus Schöppingen, sondern auch die lieb-ends-würdige Fürstin, geborene Gräfin von Schmettau - Gastgeberin (verstehe hostess with the mostest) auch von Matthias Claudius -, ihren letzten Alkoven (alias Erdmeuble) gefunden hat an der Pfarrkirche Sankt Agatha, die

- o kalo, o agathia - mit ihrer Zipfelmütze im Hintergrund von Theobald von Oers Gemälde „Diotima im Netzwerk ihrer 18 katholischen Freunde“ - und also ohne Hamann - zu sehen ist, stößt du auf die „rote Telge“, Telge heißt junge Eiche, womit Josef Zutelgte, der Künstler, die beiden Eichen, die auf dem Stadtwappen, ohne es zu wissen: noch getrennt sind und stroposkopisch mein Sternzeichen dekonstruieren, in der Kreisel-Skulptur wiedervereinigt hat, die eine ist nunc Wurzel, die andere hic Wipfel, in Wirklichkeit ist auch die Marienlinde kein unitarischer Baum, eher ein Triptychon von Baum, **der in seiner Dreieinigkeit das Ensemble der rostigen Körbe (und die so high:matt:lik flimmernden Irrlichter von Lothar Baumgarten) am Turm der Lambertikirche zu Münster (verstehe münster sacre) reminisziert, wo der Schöppinger Wiedertäufer Bernd Krechting in den Lüften sein enges Grab und Clemens August Graf von Galen - zwei Gedinge, die ich von ihm weiß: neclaudibusnectimore - seine kardinale Kanzel hatte**, er gähnt, der Baum, vor sich hin wie ein MONST3R im Sacro Bosco von Bomarzo (verstehe solo per toccarilcuore), zahnlos indes, es heißt, dass aus jena Linde das Marienbild gewachsen sei, das Wallfahrtsbild indes ist nicht aus Linden-, sondern aus Pappelholz, umso erbaulicher ist das **Wunder**: das mario- ist ein dendrologisches, aber ehe Ich: Es vergesse, zitiere ich erst einmal - o dolciparollette: „Zitate in meiner Arbeit“, sagt Walter Benjamin, „sind wie Räuber am Weg, die bewaffnet hervorbrechen und dem Müßiggänger die Überzeugung abnehmen“ - das Gedicht, das ich anno 2006 zur Einweihung der roten Telge geschrieben habe, die Josef Zutelgte von der Sohle auf den Scheitel gestellt hat:

*Da steckt einer  
den kopf  
ins grundwasser  
und holt luft  
aus den wolken*

*da reckt einer  
seine krone  
zu boden  
und tanzt  
auf dem himmel*

*da kommt einer  
weil er mit dem bein  
nicht auf der erde steht  
leicht von der stelle,*

eine heilige Familie aber hat es nicht nur bei Theodor von Oer gegeben, sondern auch bei Günter Grass, „Gestern wird sein, was morgen gewesen ist“, so fängt das Treffen in Telgte an, „unsere Geschichten von heute müssen sich jetzt nicht zugetragen haben, diese fing vor mehr als dreihundert Jahren an, andere Geschichten auch, so lang rührt jede Geschichte her, die in Deutschland handelt“, was für eine psychotropische Halluzination, dass die damer och herrar der Schwedischen Akademie bei Kaffee und Satz-Lektüren auch immer wieder den Namen Telgte in ihren Nobelbechern geschüttelt, nicht gerührt haben müssen (verstehe Paranuss-Effekt), küberbunt und unlesbar schön sind die Schutzumschläge besagten und beschworenen Treffens bei den Aberdutzenden von fremdsprachigen Ausgaben, unter der Stirn-Herrschaft von Günter Grass hat die Stadt Telgte vor 25 Jahren jene Synode -

deutscher Autoren - dergestalt wiederholt, als hätte es das erfundene Treffen - hax-max-Pax (~~verstehe optimarorum~~) - realiter gegeben, ein, wie der Name schon(end) sagt, bellumgrammtikaleteutonum (verstehe worldofwordcraft: WOW! WOW! WOW!), und zehn Jahre später, im Jahr der dreihundertfünfzigsten Wiederkehr des Westfälischen Friedens, hat sie abermals (same asitnever was: alles bleibt besser) ein „**Treffen in Telgte**“ gewobbt, - mit deutschsprachigen Autoren sowie mit Autoren aus dem ehemaligen Jugoslawien, da gab es übrigens auch litterate Gäste aus der BRD (?), die sich darob gewundert haben, dass es Telgte wirklich gibt, ein Tronie, der mit mir im Golf IV saß, musste, als er das Ortsschild von Telgte sah, lachen, so, wie ich mir - whatif - vorstelle, dass jemand kichert, der auf seiner Weltreise unfernsehens auf die Halbmastflagge von Schlaraffenland oder das taubstumme Messing-Stadtmodell von Schilda stößt oder - movedtotears - auf den gelblichten Wegweiser nach Erewhon, wenn Günter Grass für seine Erzählung aus dem vorletzten Jahr des dreißigjährigen Krieges den Ort Telgte erlesen hat, weil es lebenswasserscheidend zwischen den beiden Verhandlungsstädten **OS**nabrück und **Mün**ster lag und liegt und blüht in seinem Glanze, dann scheint also bei den beiden Wiederholungen des Treffens die Stadt Telgte exaxt in der Mitte zwischen Fiktion und Wirklichkeit gelegen zu haben, einer der Teilnehmer dieses dritten Treffens in Telgte war der 1932 in Zagreb (Kroatien) geborene, in Belgrad (Serbien) aufgewachsene, heute im Berliner Exil schmachtende Schriftsteller **Bora Ćosić**, der bereits 1994 eine Erzählung veröffentlicht hat, die diretissima auf Günter Grass anspielt: „Ein neues Treffen in Telgte“, es ist ein Text, der mit dem 30jährigen Krieg und dem Zweiten

Weltkrieg die seinerzeit aktuelle Situation des ex-jugoslawischen Bürgerkrieges verbindet, anders gesagt: der die Gegenwart des Bürgerkriegs mit Hilfe der Ereignisse des dreißigjährigen Krieges „liest“ - und umgekehrt, denn Ćosić hat nicht nur die besagten drei wirklichen Kriege übereinanderlegt, sondern auch das - von Günter Grass - erfundene Treffen in Telgte und den internationalen, bereit von den Nazis drangsalierten PEN-Kongress von 1933, der in Ragusa - später Dubrovnik genannt - stattfand, und den jugoslawischen PEN-Kongress 60 Jahre später, abermals in Dubrovnik, mitten im Menschenkrieg der Bürger und **Sprachen**, wenn es Ćosić nur um das Übereinanderlegen historischer Phasen & Phrasen gegangen wäre, dann hätte er nicht Telgte wählen müssen, aber in Günter Grass' Erzählung hat er - ohne an ein reales Telgte auch nur 1 Gedanken zu verschwenden - offenbar ein mäeutisches Skalpell (verstehe Ockham) erkannt, und als er dann tatsächlich hier einmal hat lesen können, hat er das wirkliche und wahrhaftige Telgte mit dem erfundenen verglichen - mit der consecutio temporum, dass er zu seinem „Neuen Treffen in Telgte“ eine Fortsetzung geschrieben hat, unter dem Titel „Die wiedergefundenen Libuschka“, und als dann Bora Ćosić für ein zweites Mal nach Telgte kam, war das sehr viel mehr als ein (s.u.): Lokal-Termin, in seinen beiden Telgter Prosastücken verzapft und verzopft Ćosić seine Sätze mit denen von Günter Grass, der seinerseits seine Sprache dem Barockdeutsch unterworfen hatte, wer in der Weiten Weiten Welt (verstehe www) „Das Treffen in Telgte“ interpretiert, wird an der Existenz von einem Osnabrück oder einem Münster nicht unbedingt rütteln, aber Telgte wird er, wenn nicht als eine substantiell dentalsuffixel Imperfektform (vulgo schwaches Verb)

angesehen, so doch für einen ausgeklügelten Neologismus gehalten haben, mit Der Der Dicht-er! hat „sagen“ wollen, dass es um einen - curtsy gesagt: - Topos mitten zwischen den Verhandlungsstätten geht, in der „Wiedergefundenen Libuschka“ - ergo benannt nach einer Fundsfrau, die ihren ~~nickname~~ ~~name~~ ~~beguerre~~ von der „couragierten“ Wirt-Inn aus Grass' Erzählung hat - heißt es: „Heute sitze auch ich gleichberechtigt bei jenem längst vergangenen Dichtertreffen in Telgte, einst Telligt genannt, *was nach alter Deutung junger Eichbaum heißt*. Ich, der alte Baum aus dem Süden, hinterlasse so meine Wurzeln in diesem zahmen Städtchen an der Ems, wo ich bei viel Wein kolloquiere, mit einem Kritiker und Literaturgelehrten,“ - das war, Verzeihung, ich - „der mich aus der Dunkelheit der balkanischen Anonymität zu dieser großen europäischen Tafel“ - das war der **Pottkieker**(twobeeror not tobe, satzherethequestion) - „und in einen Keller“ - das war der **Böttcher-Keller** (≈fontanaparlangoria≈≈≈) - „den selbst wir beide nur schwerlich leeren können, eingeladen hat, so sitze ich dort, wo die barocken Poeten des 17. Jahrhunderts einst hätten sitzen können, es jedoch nicht taten, hier in Telgte waren nie Dichter auf einer großen Versammlung“ - das hat sich zwischenzeitig (Z.Z.) geändert - „so daß auch wir, die wir hier weilen, vielleicht gar nicht real, sondern als Geister hier sitzen“, Ćosić zweifelt also gar nicht an dem literarisch ersonnenen & gesponnen und gewebten & belebten Charakter des Treffens, und doch (und deshalb) sitzt er jetzt inmitten der Barockpoeten, er hält sich für einen Geist (verstehe Ghostwriter), findet aber doch gute Gründe und sicheren Boden, seine Verblüffung über das Telgte, das es gibt, kann sich allerdings wallfahrtskirchlich nur paradox artikulieren, es ist das reale Telgte mittsamt Emsbrücke, die



ihm jetzt zur Metapher wird, und noch etwas wird ihm - dem Emigranten, dem Asylanten, dem sehnsuchtschweren Bohémien - zum Bild: „Was sind meine Wege und worin besteht ihre Richtigkeit?, aber" - und jetzt zitiert er wieder Günter Grass - *"wie man die Stadt an der Ems richtig nenne: Telgte, Telchte oder gar Tächte, nach Art der hiesigen Mägde?"*, denn nur in der Stadt, die ihren eigenen Namen nicht richtig benennen kann, ist ein Treffen der Dichter ganz verschiedener Geistigkeiten denkbar“, und abermals führt er mit einem Grass-Zitat fort: *„So mißverständlich machten sie sich verständlich, so verwirrend reich waren sie an Sprachen, so ungesichert frei war ihr Deutsch“*, Hochdeutsch, Mitteldeutsch, Fälisch, Schlesisch und mein gerade erlerntes und nur halb beherrschtes Deutsch, ich bin aus meinen südlichen Gefilden gekommen und sprach eine Sprache, die es dort - zu Hause - als Sprache gar nicht mehr gibt“, als Ausländer und - *indignez-vous* - Vertriebener hat Bora Ćosić eine barocke Netzhaut, ein barockes Trommelfell, bar(h)ockende Fingerkuppen dafür, dass in dem korrekten „Telgte“ der Neophyte, im „Telchte“ der Indigene, in „Tächte“ eine selige westfälische Fassung zu vernehmen ist, und er, der seine Sprache verloren hat - im Balkankrieg wurde das Sehr:bokroatische separatistisch auseinandergezerrt, so dass man es nicht mehr als eine scannt, in ein „reines“ Serbisch und ein „reines“ Kroatisch - formuliert eine pfingstliche Hoff:nunc, die er mit einem Schriftstellertreffen verbindet: Dass ihm eine *linguanovazuteilwerde*, *hic Telgte hicsalta*, nach dem utopisch-literarischen bei Grass und dem sozialdemokratischen Revival resp. Repetitorium Mitt Grass hat es vier weitere Treffen gegeben, kulinarisch u. chillideal - was für ein gastro-viel-essStädtele (verstehe Trikolatur: *sprezzatura / luxe, calme*

et volupté / touché Eden) - aber doch allesamt in der Tradition des Čosić-Hologramms, dieser diaphanen Version von Rubik's Cube oder Freuds wunder Blogg, drei schutzeilige Fetische auch dieser meiner mit dem vollen ~~Munde~~ gemalten, mit dem leeren Beutel bezahltentheopoetisch dithyrambischen, perpetuitivikonostatischendynamischen, novalisk närrischen, groetheskcohobirenden: pyroplastisch autopilotischen, (verstehe: selbstfließenden) Nanu?: Náo (onàn) -Prosa! (verstehe ~~metastatische Gedichte~~ HD-Proëm: cellularperformance), die immer so verhetzt aussieht (verstehe foie gras: wordcompletion) mit ihrem flamboyanten Unglückskopf (nō, nicht 火鍋 / 火锅, hingegen Kafka) - Fressor, habe ich grimmig & gnostisch gegrübelt & gegrummelt, als man mich I-Mann, bevor ich aus dem **Emsigen** Par**adies**garten vertrieben ward (verstehe chronovore Kindheitserinnyen, vgl. W ou le souvenir d'enfance), fragte, was ich mal werden will - T(h)eo und Rema (verstehe Pasolini) statt Thema und Rhema, Stattbücherei ((mit dem - wie im St.-Paulus-Dom der kleine Christo beim großen For-us (lat. pro nobis): **rechts**ärmeligen ÜBERFRAU-S-k-e-l-e-t-t von Mr. Tom Otterness zwischen den Schenkeln und, drinnen, dem LEEREN Regal für Señor Jorge Luis Borges von Frau Holle Frank)) statt Stattbäckerei (verstehe Leben S' mit Tell!), Agamemnon statt Angenommen (verstehe Montblanc), LG (verstehe Ce-Ha-Er-Em Stadion) statt **Fleu**rop, Lärmen statt Lauschen (verstehe wider Doderer), haecceitas statt quidditas, a hell of a goodplay (verstehe Beckett), falsefriends statt valse triste, Selbstgelächter statt Appl(e)aus: namedropskeepcalling in mybrain: attacca subito statt festinalente: Kinesis statt Mimesis: Wunden statt Weihen, weil sie, diese - turnofoftheshrew - schrift**tolle**

hypermixolydische ~~auto-tune~~ Tonfolge ohne Gesetz (verstehe  
dramma senza musica: Bannen yoshikishuresp. Jabberwocky /  
Mockumentary), diese: ja, diese: magistrale Tinius-Suada, die  
ihre BEIDEN Vornamen mit Hamann teilt, fürchten muss, dass  
der Himmel meine sowohl auf Reisen als auch bey anderen  
Gelegenheiten verübten Lese-Excesse (verstehe  
suspicioussigns) bestrafen wird in der Eisernen Jungfrau  
(verstehe Lana Del Rey: Beifall gleich Fallbeil minus lacrimae)  
meines schalltoten, von Trampelpfaden geäderten  
Bücherstalls: Ich möchte vergessen, ~~Nicolas~~, mir eine Wunde  
offenzuhalten, nein, ~~Joseph~~, meine Wunde zeig ich nicht  
(„Whenucutyourfinger, bandagetheknife“), aber welcher  
~~cardinale~~ Pur:poor: ~~man~~ntel (vgl. Wolfskin) wird meinen  
zerfleischten Rücken (verstehe unebelleblessure, siehe auch  
Phanthesy-Lea) decken? Ich (verstehe meusabsconditus) bin  
ein schreibendes Schilfrohr (verstehe hyperventilierend  
logorrhoeische Granularmisologie: laʊt-ʃrɪft) im/in der  
waffenstarrenden Welt-Hall, quodscripsi (verstehe con la  
mano de Dios), skryptsi (vgl. Nietzsche: sibiscribere, vgl.  
Derrida: Circonfession), warte nur, balde, o grossefatigue, o  
blaue Vergessenheit (~~non-omnismoria~~, siehe aber auch  
„Oblivion“ von DFW, verstehe YOLO), bist du ganz: mein, dū  
bist mîn, ich bin: dîn, theskyfallisthelimit: L-: lovit!

**Autosuggestion:** „Mir immer unbegreiflich, daß es jedem fast,  
der schreiben kann, möglich ist, im Schmerz den Schmerz zu  
objektivieren, so daß ich zum Beispiel im Unglück, vielleicht  
noch mit dem brennenden Unglückskopf (verstehe: mit zu  
hohem Bluet-Ruck, vgl. macacafuscata, auch Mühlgötze oder  
Mühlgosche, kurz: Schreckkopf) mich setzen und jemandem  
schriftlich mitteilen kann: Ich bin unglücklich. Ja, ich kann noch

*darüber hinausgehn und in verschiedenen Schnörkeln je nach Begabung, die mit dem Unglück nichts zu tun haben scheint, darüber einfach oder antithetisch oder mit ganzen Orchestern von Assoziationen (vgl. Arno Schmidt: Tablett voll glitzernder snapshots) phantasieren. Und es ist gar nicht Lüge und stillt den Schmerz nicht, ist einfach gnadenweiser Überschuß der Kräfte in einem Augenblick, in dem der Schmerz doch sichtbar alle meine Kräfte bis zum Boden meines Wesens, den er aufkratzt, verbraucht hat. Was für ein Überschuß ist es also?“ (Franz Kafka, Tagebuch, 18. September 1917)*

Maria Winkler

Worte, nichts als Worte

---

Haben sie auch so gern Märchen gelesen? Sich gewünscht, den Zauberspruch des Hexenmeisters zu beherrschen? Wenigstens ein kleines Tischleindeckdich zu haben, oder ab und zu einmal den Knüppel aus dem Sack zu zaubern?

Wie leicht wäre unser Leben: In unzähligen Märchen, Geschichten und Gedichten aus aller Welt begegnet uns dieser Wunsch.

Selbst in der Bibel sind die Zauberkräfte im langen Haar des Samson symbolisiert. Zaubern können, sich gegen das Böse durchzusetzen oder sich sprichwörtlich „das Blaue vom Himmel“ zu wünschen, es ist ein Urtraum der Menschheit.

„Sprichst du nur das Zauberwort, und die Welt hebt an zu singen“. (Mörike)

Mitten im Grünen sitze ich auf meiner Terrasse, neben mir klingt leise Musik aus dem Radio. Ich bin allein und möchte mit allen Sinnen aufnehmen, was um mich herum geschieht, das Singen der Vögel, das Rauschen der Blätter im Wind, den Duft der Blumen tief einatmen. Doch aus dem nahen Schwimmbad lärmten Kinderstimmen und im Hintergrund höre ich den Straßenverkehr, Autos fahren, Türen werden zugeschlagen, im Nachbargarten tönt ein Rasenmäher und über mir dröhnen Flugzeuge in der Warteschleife, sie wollen in Frankfurt landen.

In all dem Geschehen - ich. Die Musik vermittelt mir Freude und das Gefühl nicht einsam zu sein. Die Stimmen der Natur und des Alltags um mich herum, sie sind Ausdruck des Lebens, des Lebens zu dem auch ich gehöre. Sie lassen mich Anteil

nehmen, ich bin nicht allein.

Und trotzdem habe ich ab und zu den Wunsch, mich mit einem Wort in irgendein Märchenland zu zaubern, vom Alter und vom Alltag Abschied zu nehmen.

Vor mir liegen Bücher und bunte Hefte, die mir in Worten und Bildern das Blaue vom Himmel versprechen. Aber sie warnen auch vor den Gefahren unserer modernen Welt.

Lärm ist schädlich, lese ich gerade. Er belastet und macht krank.

Sollte ich nicht lieber in das Haus flüchten, um dem Krach um mich herum zu entgehen?

Aber was ist Lärm?

Das Singen der Vögel? - Nein. Was wäre im Frühling ein Morgen ohne den Gesang der Drossel.

Kinderstimmen? Die Stimmen meiner eigenen Kinder und Enkel höre ich gern, kann ich doch ihre Freude und ihren Kummer darin erkennen.

Straßenlärm? Ich fahre leidenschaftlich gern Auto, das geht leider nicht ohne Motor. Seine Sprache ist ein zuverlässiges leises Brummen, es schenkt mir Sicherheit und Vertrauen. Jeder Porschefahrer ist fasziniert vom Klang seiner Maschine, es wäre für ihn niemals Lärm.

Aber in der unmittelbaren Nähe eines Flughafens oder an einer Durchgangsstraße mit all ihren Belastungen zu wohnen, wäre kaum zu ertragen.

Als Kind war ich mit meinem Vater oft in unserer Maschinenfabrik. Es war die Zeit der großen Wirtschaftskrise. Schon auf dem Fußweg dorthin hörte ich den Lärm aus der Produktionshalle. Mein Vater erklärte mir geduldig die Maschinen und die Arbeit, ich staunte über all die Geräusche, das Zischen der Schweißgeräte, das helle Klingen der Hämmer

auf Metall und erst die vielfältigen Stimmen der Bohrer, Schneidgeräte, Fräsen und manch anderem. Vor dem Eingangstor der Fabrik wurden die Maschinen zum Transport verladen. Männer riefen, Pferde wieherten. Es war ringsum ein unglaublicher Lärm, aber er faszinierte mich.

Und all dieser Lärm bedeutete, dort war das Leben. Wir hatten Arbeit und das hieß: Wir hatten Geld, wir konnten Essen kaufen.

Kein Lärm hieß es gab auch kein Geld. Dann war es bedrückend und traurig, mit meinem Vater durch eine stumme Fabrik zu gehen. Mir schien, als ob auch die Maschinen trauerten.

Wann habe ich das erste Mal all diese Stimmen und Geräusche bewusst wahrgenommen? Wann habe ich überhaupt angefangen, zu hören?

War es noch vor meiner Geburt, als ich geborgen und beschützt im Mutterleib, um mich herum die Stimmen des Lebens aufgenommen habe? Die Gespräche meiner Eltern in der Stille der Nacht? Ihr Lachen, ihr Flüstern, ihre Liebe? Oder waren es ihre Sorgen, ihre Furcht vor den Unwägbarkeiten der Zukunft? Waren es die Schmerzensschreie bei meiner Geburt? Wann habe ich die Musik gehört, die ständig in unserem Haus erklang, das Singen, Klavierspielen, die Geigen und Flöten?

Nichts davon ist mir bewusst, aber ich glaube, es hat mein Leben beeinflusst. Auch wenn ich nicht weiß, wie.

Irgendwann traten Zauberworte in mein Leben. Die großen Geschwister erzählten lachend beim Mittagessen von ihren Erlebnissen und ich hörte zu. Schule, Bücher, Freunde, Tanzen, Musik, was versteckte sich hinter diesen Worten, es musste etwas sehr Schönes sein.

Dann kamen andere Worte dazu, Weltwirtschaftskrise,

Arbeitsdienst, Krieg, Soldaten, Militär, Marschkolonnen, die Gesichter wurden ernst und die Worte hatten etwas Drohendes. Was geschah dort draußen in der Welt? Ich konnte es nicht verstehen, noch nicht. Haltet euren Mund, ihr wisst nicht wer mithört, sagte meine Mutter, wenn mein Vater oder wir aus dem Haus gingen.

Nein, noch wusste ich nichts von der Gefahr eines unbedachten Wortes. Sah noch nicht die drohenden Wolken, die über uns aufzogen.

Und noch andere, noch geheimnisvollere Worte hörte ich ab und zu von meinem Vater wenn er am Abend in seinen Büchern versunken war oder uns daraus vorlas: Himalaya, Turkmenistan, Taclamatan, Flug in die Hölle. Was für eine fremde Welt verbarg sich hinter diesen geheimnisvollen Worten?

Sie sollten sich jedoch bald mit Leben erfüllen, denn ich begann zu lesen.

Ja, ich wurde eine Leseratte. Nicht die Kinderbücher lagen bei mir auf dem Tisch. Es waren die Reiseberichte von Sven Hedin und irgendwann das so unglaublich spannende Buch von Hans Bertram: „Flug in die Hölle“. Das wurde meine Welt. Ich hörte das Rauschen des Sturmes, das Knirschen des Eises und das Stöhnen und Ächzen der Männer, die unendliche Strapazen in fremden Ländern auf sich nahmen, um die Welt zu erkunden. Kein Film könnte heute die eisige Welt Tibets oder die Hitze der Wüsten besser vermitteln.

Mein Bild von Australien ist noch immer von dem Reisebericht des Flugpioniers Hans Bertram geprägt. Durst, Hunger, und glühende Sonne hat er eindrucksvoll beschrieben, aber auch die fremden, hilfsbereiten Menschen.

Und noch ein Schriftsteller hat mich damals fasziniert. Es war



Karl May. Die wilde Landschaft des Balkans, die Weite der Prärie Amerikas, die fremden Menschen und Sitten, wer hätte das eindrucksvoller schildern können? Scheich, Skipetaren, Rih, Winnetou, Silbersee, das waren wieder neue Zauberworte, hinter denen sich das Abenteuer verbarg.

Eine unglaubliche, fremde Welt tat sich vor mir auf. Worte vermittelten mir eine Ahnung von fernen Ländern und Menschen. Länder, die ich niemals sehen sollte, und die mir heute noch so vertraut sind, als wäre ich dort gewesen.

Das alles sind Worte aus einer vergangenen Zeit. Aber gibt es auch heute für mich noch Zauberworte?

Ja, aber nun sind es Worte aus einer ganz anderen Welt, aus der Welt der Technik und besonders der Informatik.

Ich liebe Technik, ob ich ihre neuen Entwicklungen noch verstehen werde, glaube ich nicht. Und doch kann ich vieles davon nutzen und in meinen Alltag integrieren. Ich möchte die dienstbaren Geister die sie mir schenken nicht mehr missen, sei es das Auto oder die Küchenmaschine und jetzt auch noch den PC.

Ich schreibe gern Briefe und so ist das Wort Mail für mich ein besonderes Zauberwort geworden. Das Wort ist eigentlich schon alt und stammt aus dem englischen Sprachgebrauch. Es beinhaltet alles, was mit Kommunikation zu tun hat und galt schon für die frühe Form der Briefbeförderung in Amerika mit Postreiter und Postkutschen. Irgendwann, mit der Erfindung der Eisenbahn, des Autos, des Telefons und der Faxgeräte, übernahm die Technik die Beförderung der Nachrichten und damit hat sich die Bedeutung des Wortes verändert. In unserer Umgangssprache ist es nun der spezielle Ausdruck für die Kommunikation über das Internet geworden.

Ich liebe es, meine Briefe per Mail zu verschicken. Sekun-

denschnell, wie durch Zauberhand, sind sie bei dem Empfänger. Ich gebe meine Gedanken mit Hilfe meiner Schrift über die Tastatur in eine Maschine, meinen Laptop. Er verwandelt meine Schrift in mathematische Befehle, diese werden von einer physikalischen Energie von meinem Laptop zu einem anderen geschickt. Eine mir nicht sichtbare Kraft kann somit meine Gedanken mit ihrer eigenen technischen Sprache übermitteln und für andere sichtbar und erfahrbar machen.

Auch wenn ich es nicht verstehe, es ist kein Wunder, keine Zauberei, sondern eine Leistung unseres menschlichen Gehirns, das die Naturgesetze erforscht und sich dienstbar macht. Wenn ich wieder einmal etwas falsch gemacht habe, denke ich, ein kleiner Kobold sitzt in meinem PC und tut heimlich Dinge, die ich ihm nicht befohlen habe. Im Märchen bekamen Wichtel und Kobolde ein Schälchen Milch um sie gnädig zu stimmen. Vielleicht sollte ich meinem Kobold nachts ein Schokotörtchen hinstellen?

Aber es gibt auch Worte die ich mir nicht erklären kann, sie umfassen ein Geheimnis der Menschen. Was zum Beispiel heißt Beten oder Meditieren? Welche Sprache benutze ich, wenn ich bete oder meditiere? Es kann eine, meine natürliche Sprache mit Worten sein, aber es kann auch die wortlose Sprache meines Herzens, meines Körpers sein

Zu wem spreche ich? Sprache will ja ein Gegenüber, jemanden der zuhört. Eine Person die ich Gott nenne? An eine unbekannte Kraft? Wer und wo ist das Gegenüber?

Wie wirkt Beten, hat es überhaupt eine Wirkung? Die Neurowissenschaften sagen mir, wenn ich meditiere oder bete, hat dies sogar im biologischen Sinn eine Auswirkung auf mein Gehirn.

Die Wunschvorstellung beim Beten und Meditieren ist ein Sich

versenken oder wortloses Offensein für etwas nicht Vorstellbares. Ob uns das manchmal gelingt, ich weiß es nicht. Wir müssen diese Sprache des Übersinnlichen immer wieder neu üben und entdecken.

Sprachen umgeben uns vom Anbeginn unseres Seins. Es sind Sprachen ohne Worte und doch verstehen wir sie und sie ermöglichen uns, überhaupt in unserer Welt zu überleben. Sei es die Körpersprache des Menschen die uns Zuwendung und Achtsamkeit schenkt oder seien es die Sprachen des Wassers, der Winde, der Berge und Wüsten.

Peter Winter

Sieben

---

„Achtung Reisende: Aus betriebstechnischen Gründen verzögert sich die Abfahrt von U3 um sieben Minuten.“  
Sieben Minuten Verspätung. Sieben Minuten später die leere weiße Wohnungstüre aufschließen, sieben Minuten später die von gestern übriggebliebene halbe Raviolidose in die Mikrowelle schieben, sieben Minuten später den drei drögen Goldfischen ihre Futterflocken ins Aquarium krümeln. Sieben verlorene Minuten, schmerzlich heute, am 7. 7., dem Tag der Liebenden.

Heute auf den Tag vor sieben Jahren hatte er Caro zum ersten Mal gesehen. Wan hatte sich beide wegen der glückbringenden Konstellation ihrer Siebengestirne als Trauzeugen ausgesucht. Die Hochzeit am 7.7., die Auswahl der Trauzeugen: Alles chinesischer Hokuspokus einer abergläubisch überdrehten Braut? Aber: War es wirklich bloßer Zufall, dass er sieben Monate später Caro heiratete? Aus dem Halbschatten eines Stützpfeilers flüstert es plötzlich verschwörerisch: „Heute ist der Tag der Sieben, der Tag Deiner Apokalypse, der Tag Deines siebenfachen Unheils...“ Er zuckt erschrocken zusammen, dreht sich um, doch da ist niemand. Geheimnisvoll zischt es weiter: „Hat Dich nicht Johannes in seinem Brief an die sieben Gemeinden vor den sieben Siegeln, den sieben Posaunen und vor dem siebenköpfigen Tier gewarnt?“ Er umkreist nervös den Pfeiler – nichts. Die Stimme raunt fort: „Glaubst Du wirklich, dass es Zufall ist, dass Dir Gott diese sieben Minuten geschenkt hat? Sieben ist die Zahl der Tugenden, derer Du Dich zu Gottes Ehre befleißigen sollst,

Sieben die Zahl der Barmherzigkeiten, die Du zu vollbringen aufgerufen bist und Sieben die Zahl der Bitten des Vaterunsers, die Du zu Deinem Gott beten sollst! Vergiss das nicht! Wahrlich, heute ist der Tag Deiner Sieben...“ Danach nur noch unheimliche Stille.

Er hatte sich sofort in Caro verliebt. Wache Augen, straffer Körper, ironisches Lächeln – Weiblichkeit in Perfektion. Und klug war sie, viel klüger als er. Vermutlich viel zu klug für einen wie ihn. Aber das war ihm erst Jahre später klar geworden. Das schlenkernde Rattern der U-Bahn versetzt ihn in einen dämmernden Halbschlaf. Wild schwirren ihm die Worte der unheimlichen Stimme durch den Kopf. Wie, wenn ihm dieser geheimnisvolle Gott heute eine Botschaft geschickt hat, ein Zeichen, sich auf ein neues Leben zu besinnen? Ist es vorstellbar, dass er nach seinem Tod auf die Warnungen dieser Stimme angesprochen wird: „Wir hatten Dich gewarnt, Dich aufgefordert, umzukehren. Und was hast Du verändert?“ Die Stimme macht ihm zunehmend Angst.

Nachdenklich steht er vor dem Aquarium. Diese blubbernden Glupschaugen sind alles, was von Caro geblieben ist. Eigentlich passend, seit ihm klar geworden ist, wie gefühlskalt diese Frau ihn beherrschte hatte. Er kann die blöden Viecher nicht ausstehen.

Er ist vor dem laufenden Fernseher weggedöst. In seinem Kopf verwirbelt die Sieben in einem apokalyptischen Veitstanz Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem gordischen Knoten. Ist nicht jeder Mensch auf Erden auf seinen eigenen Grundton gestimmt, einen Ton, der nur im Reich der Siebentönigkeit seine harmonische Entfaltung zu finden vermag? Harmoniert nicht jede menschliche Seele mit ihrem eigenen Farbton, der erst in der Brechung im Winkel der

sechsfachen Sieben den göttlichen Regenbogen zu offenbaren vermag? Und: Hat nicht jeder Mensch seine eigene Zahl? Sollte die Sieben tatsächlich seine Lebenszahl sein? Warum ausgerechnet die Sieben? Kommt diese Zahl wirklich von Gott?

„Rinnng!“ Es läutet. Verwirrt muss er wieder in Gegenwart und Wohnzimmer zurückfinden. Dann schaltet er den Fernseher aus und geht zur Wohnungstüre. Draußen steht eine junge Frau, lächelt ihn an und entschuldigt sich verlegen: „Ich bin Miriam, die neue Nachbarin, wollte mich kurz vorstellen. Tut mir Leid, Ihr Fernseher war so laut, deshalb musste ich sieben Mal läuten...“

Sigrid Wittmann

Frau Feuermeyer und das geheimnisvolle Patent

---

Hermine Feuermeyer saß eines Nachmittags allein auf der Terrasse und brütete über einer Hausarbeit. Sie besuchte das dritte Semester der sprachlich und erkenntnistheoretisch ausgerichteten Fachhochschule in Weißmanshof, und ihr Kopf fand keine Ruhe. Denn wieder einmal vermischten sich Fachbegriffe philosophischer Propädeutik in ihrem Kopf wie ein langer, undurchdringlich scheinender Wortsalat. Sie war deshalb am Verzweifeln.

Als sie auf die Uhr sah – es war bereits Viertel nach fünf – fiel ihr gerade noch rechtzeitig ein, dass sie für den *Weißmanshofer Kurier* eine Annonce aufgeben wollte. Sie schrieb:

Wer hilft mir? Ich biete zuverlässigen Kontakt zu sprachbegabten Menschen wie Dir, mit regelmäßigen Treffs zum Philosophieren und Diskutieren. Trau Dich, wenn Du selbst in brenzligen Situationen das richtige Wort parat hast, empirische Begriffe mit allen Sinnen erfasst und den berühmten Funken Feuer buchstäblich zum Überspringen bringen kannst.

H. F.

Sie konnte es kaum erwarten, bis die erste Antwort eingehen würde. Dies dauerte ganze drei Wochen und drei Tage. Als jemand lautstark an die Haustür klopfte ohne zu klingeln, wurde ihr ganz mulmig zumute: Einmal, zweimal, dreimal. Frau Feuermeyers Atem stockte - eine blecherne Stimme

meldete sich und spitzte durch den Türschlitz.

„Guten Tag.“ Todesmutig öffnete die Dame und fragte: „Also zunächst mal, wer bist du?“

„Sehen Sie das denn nicht? Ich komme wegen Ihrer Annonce im *Weißmanshofer Kurier*.“

„Ja, aber hast du denn auch einen Namen?“

„Ich bin“, erklärte die Stimme umständlich, „wie Sie unschwer erkennen können, und wenn Sie so wollen, ein sprechender Roboter mit Spracherkennungsfunktion. Ich bin, das heißt, ich existiere. Ich schwanke hin und her zwischen dem Möglichen und allen unmöglichen Dingen – zwischen dem notwendig Geforderten und zufällig Entdecktem.“

„Das klingt ja ganz nach meiner Linie. Aber wie kannst du eigentlich ohne jegliche Gefühlsregung sprechen?“ fragte Frau Feuermeyer, während sie sich durch ihren ergrauten Haarschopf strich.

„Verzeihen Sie. Ich bin dabei, zu üben und zu üben, damit ich den Menschen nahestehen kann. Doch steht die Sprache zunächst im Vordergrund“, antwortete Robo nach einer kurzen Ladepause. Seine großen grünen Knopfaugen blinkten im Sekundentakt.

„Alles im grünen Bereich. Denn meine Ähnlichkeit mit Menschen baue ich immer weiter aus.“

Frau Feuermeyer sah Robo mit ihren großen blauen Kulleraugen an – ganz so, als ob dieser ein philosophisches Ungeheuer wäre. Da entdeckte sie seine große Eisenklaue, die er anscheinend nicht zum Einsatz bringen wollte. Trotzdem merkte sie, dass ihre Knie schlotterten.

Als Hermine Feuermeyer den ersten Schreck überwunden hatte, betrachtete sie Robo genauer. Er trug eine schwere Eisenjacke mit feuerroten Druckknöpfen aus den Bereichen



„Philosophie und Erkenntnis“, „Psychologisches Konstrukt“, „Sprache und ihre Metaebene“ sowie „Religion und Ethik“. Da konnte Frau Feuermeyer nicht mehr anders. Wie magisch angezogen drückte sie auf den obersten Button: Philosophie.

„Tuut, tuut, ein erster Hinweis von einem Hinweis.“

„Na dann, spuck's aus!“

„Berühren Sie mich niemals, ohne vorher beide Hände gründlich gewaschen zu haben.“

Daraufhin wusch sich Frau Feuermeyer vor der nächsten Berührung beide Hände – gründlich, wie gewünscht, und mit naturbelassener Rosenseife. Also, ran an den nächsten Versuch: Philosophie.

„Stopp, ein zweiter Hinweis von zwei Hinweisen: Bei unsachgemäßer Bedienung kann das komplette Sprachsystem zusammenbrechen. Wahren Sie Vorsicht. Wahren Sie bitte äußerste Vorsicht!“

Robo fing an, Funken zu sprühen, während Frau Feuermeyer vorsorglich drei Meter Sicherheitsabstand hielt:

„Nun hör' gut zu. Vordenker wirst du sicher kennen, doch trotzdem möcht' ich ein paar nennen. Jetzt konnte Robo nicht mehr anders und verzog seine Mundwinkel zu einem Schmalbandlächeln.

„Eins, zwei, drei und:

Kant und Platon, Kant und Platon,

Wittgenstein und Luhmann, yeah! Luhmann, yeah!“

„Das klingt ja schön und gut. Aber mit welcher Theorie soll ich mich zuerst befassen?“, unterbrach Frau Feuermeyer Robos Redefluss. Doch dieser fuhr unbeirrt fort:

„Die sogenannte Erkenntnistheorie hat sich im Hinblick auf unterschiedliche zeitliche Epochen und damit verbundene Weltbilder stets gewandelt. Nur auf diesem Hintergrund kann

Forschung, die auf Vernunft basiert, annäherungsweise  
gelingen.“

Frau Feuermeyer lauschte gespannt.

„Die Wurzeln der Erkenntnistheorie gehen vor allem auf das  
Mittelalter zurück. So braucht die jeweilige Wortbedeutung  
immer einen Kontext. Sprache lechzt geradezu nach  
Bedeutung. Doch jedes, scheinbar allgemeingültige, alles  
umfassende theoretische Konstrukt wie *Sprache und  
Seinskategorien* stößt an seine Grenzen.“

„Das klingt ja für den Anfang nicht schlecht“, merkte Frau  
Feuermeyer an: „Mein Interesse ist geweckt. Aber irgendwie  
klingst du nach altem Blech.“

Robo antwortete nicht.

Da wusste Frau Feuermeyer sich nicht anders zu helfen, als  
den nächsten Knopf zu betätigen: Psychologie.

Robo sprach: „Bei dieser harten Nummer habe ich mir schon  
mal einen Zahn ausgebissen – nämlich dann, als ich einem  
Doktor der Philosophie erklären wollte, dass ein „Runder  
Tisch“, um den man bei offenen Diskussionen sitzt, durchaus  
auch eckig sein kann.“

Frau Feuermeyer lachte erheitert. Nun blieben noch die  
beiden Rubriken „Sprache“ und „Religion und Ethik“. Aus  
Versehen drückte Frau Feuermeyer beide Knöpfe gleichzeitig.  
Doch Robo schien dies nicht zu stören:

„Moralische Aussagen sind immer gut, um Ziele zu setzen,  
doch sind Ziele keinesfalls allgemeingültig. Auch hier stößt  
Sprache an ihre Grenzen.“

„Sag mal, willst du mich jetzt belehren oder gar therapieren?“

„Sehr richtig erkannt. Jede Sprache hat auch einen  
therapeutisch wirksamen Effekt.“ Nach einer kleinen Pause  
fuhr er fort: „Ich freue mich für dich, denn du bist am Leben.“

Einmal nur wird es dich geben. Bist Geist und Sinn und ein Gewinn!“

„Ja, aber mit welchem Ziel bist du eigentlich zu mir gekommen?“

Die Stimme des Robos überschlug sich in diesem Moment vor Begeisterung.

„Mein Ziel ist es, durch Kategorien ein besseres Weltverständnis zu erlangen.“

Nun kam Frau Feuermeyer ins Philosophieren: „Sprache verbindet, sie ist ein wesentliches Mittel der Kommunikation und muss doch alles Seiende – Gegenstände und Worte – differenziert betrachten“, überlegte sie und wurde immer neugieriger:

„Woher weißt du denn, dass ich genau jemanden wie dich suche?“

„Ganz einfach: Ich habe Ihre Sprache dem *Weißmanshofer Kurier* zugeordnet.“

„Ist ja schön und gut. Aber weißt du, was mir noch fehlt?“ Frau Feuermeyer näherte sich Robo mit großen, ausladenden Gesten.

„Ich hätte gerne, beziehungsweise bräuchte, eine allgemeingültige Theorie zum Thema Sprache. Und das so schnell wie möglich!“ Die Dame bemerkte gerade noch rechtzeitig, wie Robo keuchend, röchelnd und mit letzter Kraft langsam in sich zusammenfiel: ratter, ratter, ratter, bumm. Außer sich vor Angst versuchte die Dame, sich mit aller Kraft zwischen ihn und den Boden zu stemmen. Doch dieser Versuch scheiterte. Frau Feuermeyer war sprachlos. Als allerletztes Mittel versuchte sie, Robo einen Doppelten Grog einzuflößen, um ihn wieder aufzupäppeln. Robo aber war bereits mit großem Stöhnen in sich zusammengefallen, sein

Helm lag wie unberührt zwei Meter neben ihm.  
„Merkwürdig! Scheint so, als ob es tatsächlich keine  
allgemeingültige, logisch unumstrittene Theorie zu *Sprache  
und Seinskategorien* gäbe.“ Aber eines musste Frau  
Feuermeyer ihm lassen: Robo war eisern und hielt Wort.  
Deshalb meldete sie für ihn unverzüglich ein Patent an.

Epilog: Was bleibt zurück?

Der Wörter tiefsinnigster Grund bleibt heute und zu jeder  
Stund'. Der Sprache Grenzen wirst Du kennen – doch, um das  
Wichtigste zu nennen: Bleibe Deinen Reflexionen treu;  
vielleicht entdeckst Du manches neu. Begib Dich auf  
Entdeckertour; geh's an und folge Robos Spur.  
So mannigfach der Sprachschatz quillt, so wertvoll ist  
Dein eig'nes Bild von „Seinskategorien“.  
Es gilt, dass selbst ein blinder Mann die Wirklichkeit erahnen  
kann. Komm her und schau: Mach' Dich selbst schlau. Wenn  
Ähnlichkeiten sich ergeben, so wirst du viel bewusster leben.  
Denn Sprache ist ein Pingpong Spiel – im Vordergrund sozial  
das Ziel. Nun, Reflektieren fällt oft schwer. Doch wer dies tut,  
den ehrt dies sehr.

Heidi Zöllner

Genieße die Freiheit

---

„Du bist ein vollkommener Depp!“, denkt Jonas, als er endlich schwer schnaufend und völlig fertig den Gipfel erreicht. „Aber ich habe es noch einmal geschafft. Alleine! Und nur das zählt.“ Er lässt sich auf den kleinen Felsvorsprung fallen und schaut in die Ferne. Der Ausblick ist wunderschön, auch wenn heute die Sicht nicht so klar ist. Der Horizont liegt in einem diffusen Dunst. Aber Jonas weiß, dass es dahinter weitergeht. Weiter, immer weiter, unendlich viel weiter.

„Wie weit ist eigentlich unendlich? Ist das All wirklich unendlich oder nur ein extrem großer Raum, der doch ein Ende hat? Kommt er nur uns Menschen mit unseren begrenzten Möglichkeiten unendlich vor?“

Jonas schließt die Augen und genießt die Stille. Er atmet die saubere, dünne Luft tief ein. Doch die Ruhe, die er bei früheren Aufstiegen gespürt hat, will sich heute nicht einstellen. Selbst hier oben dreht sich das Gedankenkarussell unaufhörlich. Fragen über Fragen.

Jetzt, wo seine Zeit der Freiheit begrenzt sein wird, denkt er viel über die Bedeutung der Zeit nach.

„Wie lange dauert die Ewigkeit? Wieviel Zeit bleibt der Erde noch und wie viel Zeit bleibt noch mir, bis ich im Rollstuhl gefangen bin?“

Seit der Diagnose MS scheint sich die Erde mit mehrfacher Geschwindigkeit zu drehen. Er hat das Gefühl, dass ihm die Zeit wie Wasser zwischen den Fingern zerrinnt. „Was hatte ich noch alles vor, wenn ich einmal die Zeit dafür habe!“

Ihm fällt ein, was sein Vater immer zu ihm sagte, wenn er

wieder einmal meinte, keine Zeit zu haben. „Zeit, mein Junge kommt nicht. Die muss man sich nehmen! Schon in der Bibel steht:

*Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde: geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit; töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit; abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit; weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit; klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit; Steine wegwerfen hat seine Zeit, Steine sammeln hat seine Zeit; Herzen hat seine Zeit, aufhören zu Herzen hat seine Zeit; suchen hat seine Zeit, verlieren hat seine Zeit; behalten hat seine Zeit, wegwerfen hat seine Zeit; zerreißen hat seine Zeit, zunähen hat seine Zeit; schweigen hat seine Zeit, reden hat seine Zeit; lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit; Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit.*

„Nimm dir für die Sachen, die dir wichtig sind Zeit, bevor es zu spät ist.“

Er versucht, die Gedanken, die wie lästige Mücken ständig in seinem Kopf schwirren, zu vertreiben.

Ein Adler zieht majestätisch und scheinbar schwerelos seine Kreise über der Schlucht. Jonas beobachtet und beneidet ihn.

„Du hast es gut. Weißt du das überhaupt? Du schwebst über allem und machst dir keine Gedanken über Raum und Zeit. Solange du genug zu fressen findest, bist du zufrieden mit dem Raum, der dir zur Verfügung steht. Du baust deinen Horst, paarst dich, ziehst deine Jungen auf, ohne einen Gedanken an die Zukunft. Deinen Tagesablauf bestimmt die Sonne. Dir sind

Begriffe wie Arbeitszeit, Freizeit und Lebenszeit fremd. Dich plagen keine Termine, keine Verkaufszahlen, kein Jahresbudget und keine Bilanzen. Du lebst einfach im Hier und Jetzt. Bei dir zählt nur der Augenblick. MS sind nicht einmal Buchstaben für dich. Geschweige denn die verhängnisvollen mit der Zahl 13. Und 19. Wie für mich. Diese beiden Zahlen hatten schon einmal nichts Gutes für mich im Gepäck. An einem 13. ist mein größter Kunde Pleite gegangen und hat mich beinahe mit in die Insolvenz gerissen und an einem 19. hat meine Frau die Koffer gepackt, weil ich zu wenig Zeit für sie hatte. Ich bin ja nicht abergläubisch aber da kommt man schon ins Grübeln. „Ja, schrei nur, König der Lüfte. Dich interessiert das alles nicht.“ Jonas hält erschrocken inne. „Jetzt führe ich schon Gespräche mit Vögeln. Das kann ja noch heiter werden.“

Erneut versucht er, die Gedanken in seinem Kopf zu ignorieren. Erfolglos. „Wie klein und bedeutungslos wir Menschen zum Gesamten gesehen doch sind. Wie würde der Bruchteil lauten, der ich im Verhältnis zu allen Lebewesen auf der Welt bin? Gibt es eigentlich eine Zahl für solche Mengen und kann man die Sterne am Nachthimmel überhaupt in Zahlen ausdrücken? Zahlen, immer nur Zahlen. Ich glaube mein Kopf besteht nur noch aus Zahlen.“

Ein leichter Wind kommt auf und Jonas sieht am Stand der Sonne, dass es höchste Zeit ist, aufzubrechen, wenn er noch bei Tageslicht zur Berghütte zurückkommen möchte.

„Morgen“, denkt er „morgen geht es wieder zurück ins Tal und in die Enge des Hamsterrades aus Terminen und Zahlen.“ Dem Adler ruft er noch zu: „Flieg Adler, flieg, genieße die Freiheit!“

Marita Bagdahn

Die Zeit

---

**Die Zeit**

Die Zeit rinnt die Zeit drängt  
Die Zeit eilt die Zeit rennt  
Die Zeit ist schnell will vergeh'n  
Harret nie aus bleibt nie steh'n  
Kannst sie nicht hören und nicht sehn  
Sie geht nur vor und nie zurück  
Welch ein Kummer  
Welch ein Glück

**Manchmal**

lege ich die Uhr  
zur Seite  
dann lebe ich  
vor mich hin  
und in den Tag  
hinein  
dann füllen sich  
die Minuten und Stunden  
und der Tag wird weit  
manchmal

**Stille**

Wenn die Stille mich besucht,  
kommt sie nur zu mir allein,  
schenkt mir einen Schmetterling.



Wenn die Stille bei mir ist,  
gleitet sie auf meinen Schoß,  
hält die Uhrenzeiger an.

Wenn die Stille mit mir spricht,  
spricht bedächtig sie und leise,  
auf die ihr besond're Weise.

Wenn die Stille mich umgibt,  
hör ich Regenbogenfarben  
und auch Sonnenblumen-Lachen.

Wenn die Stille bei mir ist,  
gehen wir Gedanken pflücken,  
und sie malt Bilder in mein Herz.

Wenn die Stille bei mir ist,  
geht ein sanfter Windhauch nur  
und die Wolken zieh'n vorbei.

### **auf reisen**

manchmal da wünscht er sich  
weitweitweg  
reist  
zuhauserundumdiewelt  
manchmal da ist er  
unterwegsundnirgendwo  
manchmal da läuft er  
sichselbstdavon  
stürzt  
indiehöllehinab

manchmal da wünscht er sich  
weitweitweg  
und findet sich wieder im  
himmelhölleparadies

Maria Conlan  
UNSINNIG SEHNSUCHTSVOLL

---

bin mir bewusst  
dass sein Sein  
sehnsuchtsvoll zu sein  
scheint  
betäubt von unendlich scheinenden Scheinwelten  
sein Bewusstsein ausblendend  
scheinbar  
nüchtern betrachtet  
ein Sein aus Unerträglichkeiten  
realitätsverzerrend  
Zeit verkehrend  
Seelen aufzehrend  
alltäglich ertränkend  
ein Rausch wiederkehrender Tiefpunkte  
abhängig am Abhang  
das Hier und Jetzt austauschbar  
Sehnsuchtssinfonie innerer Monotonie  
noch einen Schluck näher am Wahnsinn  
im Strudel der Tiefe zutreibend  
dunkel und farblos  
am Leben vorbei und mittendrin haltlos  
mit Hirngespinsten von Größe  
zitternde Glasrealität  
rauschlos unglücklich  
flüssig gefangen  
Sinn ertrinkende Sinnlosigkeit  
sehnsuchts-voll

## **Novembergefühle**

Die Ewigkeit hat die Unendlichkeit überwunden  
Novembergefühle atmen die Stunden  
der Vergänglichkeit  
Loses Blattwerk verhöhnt die Schwerkraft  
Heutzutage ist nicht der Rede wert  
Meine Sprachlosigkeit existiert im uferlosen Raum der Enge  
Null und nichtig gibt es nicht mehr  
Die Bestandsaufnahme wird auf ungewiss verschoben  
Ex und hopp das Jetzt im Galopp  
Rasend schnell und kriechend langsam hält es mich zum  
Narren  
Ich bin vernarrt in die Gegenwart  
Und  
Gehe geläutert ins Morgen ohne jede Klärung  
Klar wie Kloßbrühe  
Habe ich nie gegessen  
Ist das vegan?  
Wieso gibt es Schein- und keine Seinwelten?  
Scheint das alles unmöglich, unwirklich, unreal, alles nichts,  
oder?  
Ich schreibe als ob ich bin  
also bin ich so und auch anders  
Die Dunkelheit bringt Licht in meine Gedanken in  
Blattgeschwindigkeit  
Sinnvoller Unsinn – un-sein-bar sein-voll – das Leben in Fülle  
Das macht Sinn oder ist er schon da und ich erkenne, was ich  
nicht kannte  
Ich erfahre, erlebe, begreife – ja, was eigentlich,  
nicht das Eigentliche

Das entwickelt sich im Zukünftigen zurückblickend oder nie  
Das es gibt was es gibt – wer ist es? Gibt's das?

### **Das hat Zeit**

Durch das Blätterbett verflüsselter Möglichkeiten raschelnd  
ist das Gestern der Ewigkeit vorausgeeilt  
im Raum meiner Unzulänglichkeiten  
macht sich Leere breit  
und alle Hoffnung konzentriert sich im UND  
Abermals wurde Heute zum Gestern zukünftiger Träume  
der Zahn der Zeit rannte gegen eine Wand  
und zersplitterte am Starrsinn der Unendlichkeit  
endlich  
es wurde Zeit  
und die Zeit verging  
machte Platz dem Nichts  
im Hier und Jetzt  
sei es wie es sei  
Wortallerlei

Dagmar Dusil

Fremdes Sein

---

Mit wimpernlosen matten Augen  
schaukeln wir über Versprechen verheißende Meere  
und wünschten Tarnkappen zu tragen.  
Ich bin - Äna – Ich bin – Ich bin.  
An Krücken der Erinnerung betteln  
wir um ein Lächeln die Menschen an  
und bewegen uns im Schatten des Lebens.  
Ich bin – Äna – ich bin – ich bin.  
Mit fremden Worten klopfen wir an Türen an,  
die für uns verschlossen bleiben.  
Was bin ich für dich – chkoun ena benisba bik?  
Zu blinden Zugvögeln wurden wir  
achtlos verloren das flüchtige Ich.  
Mit nackten Füßen berühren wir die Erde,  
das Leben atmet schwer an uns vorbei vorbei.  
In der Nacht werden die Bäume zu Gespenstern

*Sprache und Seinskategorien*

und krallen sich an unserem Erlebten fest.

Unbekannte Worte sitzen wie Krähen in den Ästen  
und schaukeln sich mühsam zwischen Tag und Nacht.

Ich bin müde – ana tä'ab – ich bin müde.

Der Reisverschluss unseres Gedächtnisses lässt sich  
nicht schließen. Die Erinnerung klemmt.

Es gibt es das weite ferne Land,  
wo wir die Hoffnungen in kleine Päckchen verschnürten.

Der Wüstensand knirscht zwischen den Zähnen.

Ich bin, ich bin ein Mensch, ich bin hier und dort ein Mensch.  
Du bist, du bist ein Mensch, du bist hier und dort ein Mensch.  
Wir sind, wir sind Menschen, wir sind Menschen hier und dort  
im Sein, im Dort-Sein, im Hier-Sein, im füreinander Da-Sein.

Im ungeborenen Sein, im fremden Sein, im Nicht-Sein.

Für sie haben wir keinen Namen  
anonym und fremd werden wir von Schritten getragen  
und Mutter erzählt von Schneekamelen und  
ich zähle die grauen Schatten an der Wand.

Wo werden wir unsere Toten begraben?

Gabriele Franke

Abgrundtief

---

Worte umspülen  
moosbewachsene Köpfe  
rumpeln und poltern

Zischend stürzen sie  
aus wässrigen roten Mundhöhlen  
wie glühendes Gestein

Giftigelbe Silben  
sprudeln faulig wie Schwefel  
brodeln im Schlund

Rutschen aus Mundwinkeln  
schlängeln sich durch Ohren  
lassen Sätze erstarren

Bilden Gedanken  
die sich im grauen Dunst auftürmen  
peitschen gegen Vernunft

Einmal aufgetaucht  
schwimmen sie auf Kraterseen  
kehren niemals um



## Sonette 5 Sprache

Sie ist der Dolmetscher meiner Gefühle,  
hilft mir zu verstehen mein Gewühle.  
Formt es, Sprache übersetzt meine Gedanken,  
die sonst im Labyrinth des Kopfes zanken.

Haben wir zu wenig Sprachverständnis  
so wird uns dies vielleicht zum Verhängnis,  
wiss'n nicht wohin mit dem Kneifen im Innern,  
könnten verbal den Konflikt nicht lindern.

Sie dient der Kommunikation in mir,  
damit ich mit Worten vermitteln kann,  
was mich bewegt, was ich denke, egal wann.

Kann Kriege verhindern, entstanden aus Gier,  
unterscheidet uns deutlich vom Tier.  
Wir sollten sprechen lernen, spätestens dann.

## Verpackung

Flüssiges Gefühl  
zerbrechliche Gedanken  
Sprache packt sie ein

Kann ich nicht reden  
würde ich denken können  
ohne Ton und Wort

Manchmal verlassen  
nur Wortfetzen meinen Mund  
ganz leis', kaum hörbar

Mag nicht ausspucken  
Reste kleben am Gaumen  
liegen auf Lippen

Silben ersticken  
im Hals, nur ein Räuspern bleibt  
sie wiegen zu schwer

Buchstaben, Worte  
Sprache entsteht nicht im Mund  
ihm entspringt der Ton

Sprache

Einmal ausgespuckt  
kann sie Welten verändern  
kehrt niemals zurück

Umhüllt ganz warm  
spendet Trost, berührt uns  
zeichnet Lachen

Erzeugt Spannung  
fesselt ohne sichtbare Ketten  
macht mutig  
Mäht Verstand nieder

schärfer als jede Sense  
verletzt abgrundtief

Abgegriffen, staubig  
tänzelt sie langweilig umher  
versickert ungehört

Mächtiger als Waffen  
streut Salz in unsere Wunden  
brennt nieder ohne Flamme

Tut was sie will  
gesprochene Sprache  
fliegt mit dem Wind

Heinz-Helmut Hadwiger

## Die Kategorien des Aristoteles

---

Für Aristoteles sind Kategorien -  
wie eine Schrift in seiner Logik heißt -  
als die Aussageschemata vorhanden,  
die alles Seiende zu sich hinziehen,  
was schlussendlich auf einen Zweck hinweist,  
ein Text, den wir - als Anfang wohl verstanden -  
bei den Pragmatien fanden.  
Er orientiert sich einfach an Ausdrücken.  
Da die nicht immer klar zu unterscheiden,  
lässt es sich nicht vermeiden,  
auch einer andern Lesart nahzurücken,  
die Wirklichkeit in Eigenschaften findet,  
in Typen, die Ontologie verbindet.

### **Der Stoff aus dem die Sprache ist**

Die Form von Häusern etwa sei Stoff-Ursache  
und andere Ursache: das Material,  
woraus etwas durch Formgebung entsteht.  
Denn was weshalb man wie auch immer mache,  
man formt es meistens nach eigener Wahl.  
Drum achtet drauf, dass ihr sie deutlich seht,  
sobald ihr drauf eingeht.  
Ursache sind daher nur die Prämissen  
bei den Schlüssen.  
Denselben Ursach-Stoff bei Silben haben  
so die Buchstaben.

Das Ganze ist auf Teile rückzuführen,  
dass diesen die Ergebnisse gebühren.

### **Zeit als Begriff**

Von Aristoteles bis Poincaré  
hat man die Zeit stets als Begriff erklärt,  
der ganz genau Aspekte der Bewegung -  
als epistemologische Idee -  
bestimmen lässt, ermöglicht statt verwehrt.  
Doch dient sie des Subjektes Überlegung  
und der Erkenntnisse Erregung?  
Ist sie vielmehr kein Seiendes, kein Ding,  
nein, dieses Seienden lediglich eins,  
ein zugehöriges Prinzip des Seins,  
das nicht allein die Möglichkeit bedingt  
für die Erkenntnis, sondern auch fürs Sein  
selbst diese Möglichkeit noch schließe ein?  
Zur Klärung dieser Frage greif auf Platon,  
auf "Timaios", zurück, der theologisch breit  
für sich Ursprungsphilosophie erkennt:  
beweglich Bild der Unvergänglichkeit,  
so stellt sie sich ihm dar, die Kreation.  
Was das "Weltganze" - Ab- vom Urbild trennt,  
ist das göttliche Element.  
Das Götterweltbild nur kann unvergänglich sein,  
denn das Human-Erzeugte hier auf Erden  
vermag dies nie zu werden.  
Nur Unvergängliches schreibt in die Zeit sich ein.  
Ist Schöpfung unterworfen erst der Zeit,  
wird so zum Seinsprinzip die "Zeitlichkeit".  
Mag Aristoteles als eine von den zehn

Kategorien - nach "Wesenheit" - die Zeit versteh'n!

### **Der Raum bei Certeau**

Des Ortes Ordnung, seine Fest-Struktur  
sind das mit Macht gesichert-kontrollierte  
ganz Eigne, das der Ort allein besitzt,  
nicht allerdings der flüchtige Raum nur,  
der immer wieder neu konstituierte!  
Demnach ist Raum ein Ort, an dem gewitzt  
man etwas macht - sei 's überspitzt!  
Die Straße wird durch Geh'n in Raum verwandelt;  
es ist, wie einem Text den Raum zu geben,  
durch Lesen erst zu überleben,  
gleich wie, wovon Geschriebenes auch handelt.  
Das Augenmerk liegt auf der Menschen Taten,  
die Angebote anzunehmen raten.  
Entwickelt sich der Konsument im Ort  
zum Räume-Produzenten würdig fort,  
kann er die Selbstbestimmung sich erschließen  
und damit erst den Raum als Raum genießen.

### **Quod nihil est**

Dass sich der Mensch bei der Geburt dem Sein  
verwehrt,  
sagt - Schopenhauer folgend - Heidegger schon,  
wie es auch Rilke selbst vorformuliert  
in "unsre Augen sind wie umgekehrt",  
die achte Duineser spricht davon.  
Das Sein wird als der "reine Raum" zitiert,  
der sich im "Offenen" verliert.  
Ein die Objekte sehendes Subjekt -

was Heidegger "als unheimlich entsetzt" -  
ist dieser Welt nur ausgesetzt,  
es wird, dem Herzen fremd, zutiefst erschreckt:  
Die Welt - kein trautes Heim, das wir hier schauen  
- zeigt überall nur einen "Rand von Grauen".

### **Der Raum bei Chatman**

Wer *story* von *discourse* streng unterscheidet:  
Chatman - behandelt Raum in diesem Rahmen.  
Geschichte, die erzählte, die versteht  
er unter *story*, am *discourse* erst weidet  
sich die Vermittlung dran. Der Raum mit Namen  
*story-existents* nimmt Geschichte ins Gebet  
als Seinskategorie konkret,  
wozu Figuren und Objekte zählen,  
indes Ereignisse, die existieren,  
sich in der Zeit verlieren.  
Als Raum will Chatman für sich all das wählen,  
was räumliche Ausdehnungen aufweist  
die er als Seinskategorie umreißt.

### **Tod wird nicht in Seinskategorien gedacht**

Man darf vom Tod sich Ruhe nicht versprechen,  
ihm kommen nicht Sein-Eigenschaften zu.  
Den Tod kann kein Subjekt erdenken, kein Sein  
allein, denn will es Existenz zerbrechen  
in Zukunft, ist's doch Gegenwart im Nu.  
Das Ich denkt sich in alles das hinein,  
bezieht sich in die Zeit selbst ein  
(vermittelt Wittgenstein).  
Nicht wird der Tod der andern wahrgenommen,

mag auch der Körper weiter greifbar sein,  
wir gehen nur drauf ein,  
wie andre sterben und ums Leben kommen.  
Die Leiche hat mit Lebendem nichts mehr zu tun,  
doch in ihr kann der Tod nicht greifbar ruh'n.

### **Zahl in Sprichwort und Zitat**

I)

Wenn der Verstand die Rechnung abgeschlossen,  
setzt die Empfindung große Zahlen ein,  
die der Verstand davor noch übersehen.  
Vermeint Pythagoras doch unverdrossen,  
der Mensch soll Maß für alle Dinge sein,  
die Zahl fürs Wesen aller Dinge stehen,  
drauf einzugehen.

Dass Zahlen bloß Symbole des Vergänglichen  
darstellen, meinte Oswald Spengler schon.  
Die Zahl der Dummen lacht Erasmus Hohn  
wie die der Einfältigen und Unzulänglichen.  
Als sei die Zahl der Dummen ein Programm,  
verstand Erasmus dies - von Rotterdam.

II)

Schon Johann Nestroy meinte ungezähmt,  
der Menschen Mehrzahl sei ja so geartet,  
dass - gibt man ihnen nur bescheiden Plätze -  
sie sich entwickeln, dass sie unverschämt  
selbst werden, ärger als man es erwartet.  
Wenn man Ellbogenstöße gar versetze  
und sie recht hetze,  
als ob man ihnen auf die Füße träte,



dann zögen sie vor einem ihren Hut,  
erwiesen sich für alles gut,  
worum man sie auch immer ernstlich bäte.  
Drum sollte man die Menschen so behandeln,  
dass ihre Seinskategorien sich wandeln.

III)

Pascal vermag die Zahl zwar zu verstehen,  
doch wir verstehen nimmer das Gezählte.  
Und Morgenstern verspürt unbändig' Hass  
zuweilen auf die Zahl, von ihr aus gehen  
die Fälschungen der Wirklichkeit, gequälte,  
die Menschen je gelungen, was ihn bass  
erstaunt, und trotzdem, das  
ist es , worauf die ganze Welt aufbaut.  
Nach Lenin seien Zahlen zuverlässig,  
die Wirklichkeit recht unablässig  
so zu bewerten, dass man ihr auch traut.  
Von Nullen sei - meint Jerzy Lec einmal -  
die Summe am gefährlichsten als Zahl.  
Wenn auch ein Sprichwort unverblümt verspricht,  
die Zahlen lügen nicht, man glaubt es nicht!  
Den Stab will Bruno Ziegler drob nicht brechen:  
Verstummt nicht alles, wenn die Zahlen sprechen?

### **Zeit in Sprichwort und Zitat**

Wenn Henry David Thoreau finden muss,  
Zeit sei - an dem er angle - nur ein Fluss,  
war lang davor schon Thomas von Kempton wach:  
die Zeit sei nur ein Bach,  
in dem er angeln gehe,

wenn dies Joseph Joubert auch anders sehe:  
Zeit sei im Raum Bewegung immerfort,  
was Ewigkeit der Zeit, ist Raum dem Ort,  
Zeiten  
sind für uns wie Örtlichkeiten,  
in denen wir leben,  
die uns umgeben,  
berühren, umhüllen,  
die uns begleiten,  
formen und durch irgendeinen  
Eindruck erfüllen,  
sollte man meinen.  
Ein Sprichwort nimmt der Zeit die Weile,  
sie sei - geräuschlos - eine Feile.  
Die Zeit sei - das erwähnte Antiphon  
in den attischen Reden zweifelnd schon -  
nur eine Idee oder ein Maß,  
das kein reales Wesen besaß,  
wenngleich man es doch nie vergaß.

Hasso von Haldenwang

Tempora mutantur ... 2015

---

Leise kichert der Greis in die Runde:  
Dass ich das noch erleben muss!  
Zwei Lesben fordern Gerechtigkeit  
für den homoerotischen jungen Freund.  
Tenorin die eine, die andre Diseuse,  
geschlechtlich verwirrte Transgenderinnen.  
Was hat er verbochen, der reizende Jüngling?  
Schmäht man die Spielart seiner Natur?  
Wollte doch nur seinen Ritter verführen,  
einem Bübchen ob Vater ob Mutter sein.

Empört stellt der Nestor die Frage:  
Wann zeigt sich denn endlich der Staatsanwalt?  
Zu meiner Zeit freite man mit Vergnügen  
ein Madel mit dickem, schwarzbraunem Zopf.  
Bezaubernd erschien uns das Bildnis Dianens,  
ihr zierlicher Fuss, das opake Gewand.

Da gerät das Blut der Sylphiden in Wallung,  
sie streiten mit Inbrunst für ihren Galan  
und flattern und zwitschern im höchsten Sopran,  
wo bleibt denn da die Achtsamkeit?

Es kracht die Tür, sie splittert gar,  
ein Kerl wie ein Baum betritt nun den Raum,  
der schwarze Bomber von Salvador:

der Herr Prokurator in Person.  
Strahlend trägt er den Knaben im Arm,  
seine liebliche Braut, den blutjungen Faun.

Noch gluckst der Alte, ringt nach Luft,  
der Atem stockt, das Auge bricht.  
Sein ehernes Ethos ist erschlaft,  
die Welt regiert eine buntere Kraft.